

SCHULE OHNE RASSISMUS

SCHULE MIT COURAGE

www.schule-ohne-rassismus.org

4. Ausgabe

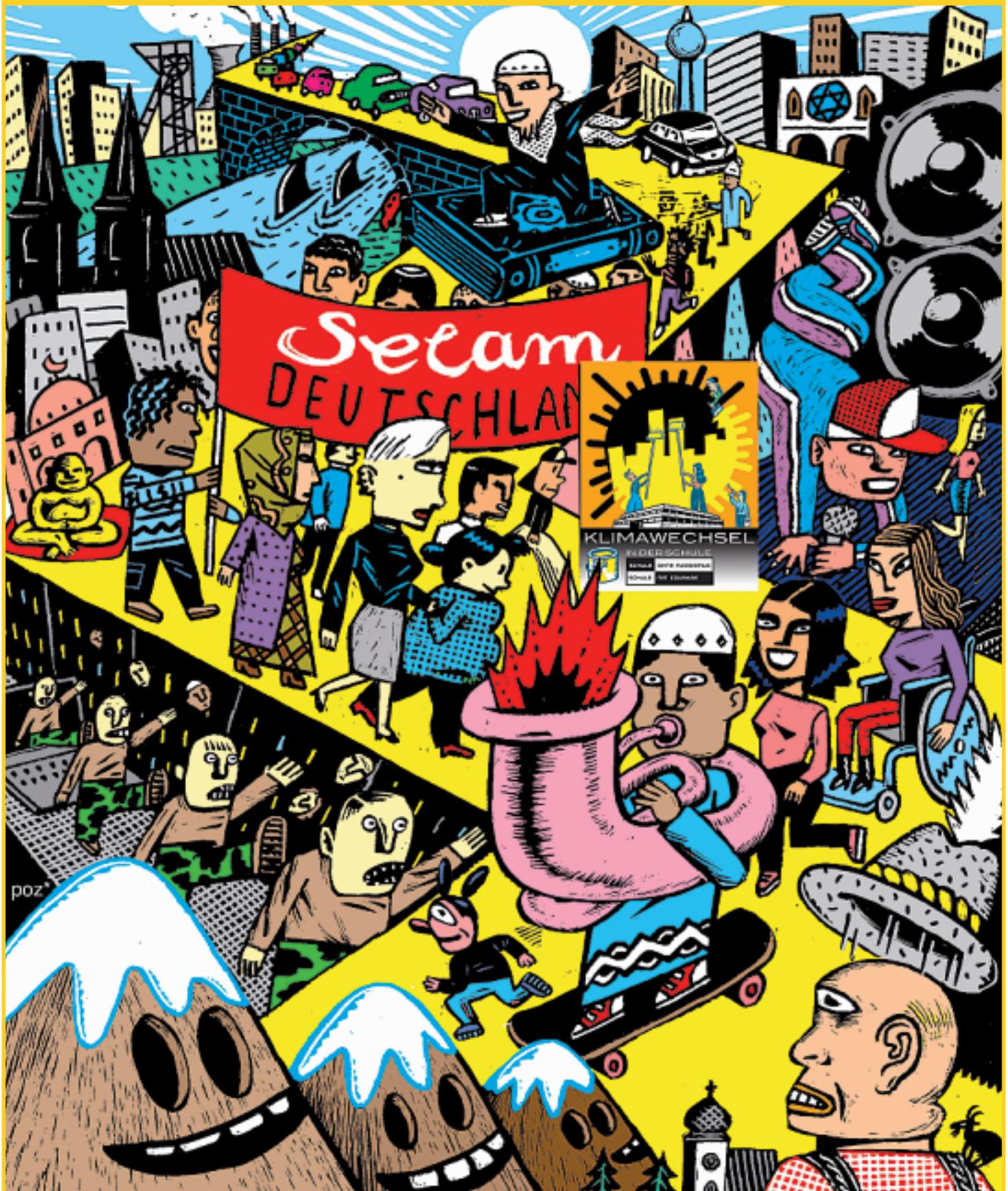
Schuljahr 2008 • 2009

Q-rage

Palituch – Gut oder Böse? SEITE 2
Stefanie wird Muslima SEITE 3
Mucke für den Kiez SEITE 5
Naziviertel wird renoviert SEITE 8
Du bist, was du isst SEITE 9
Evangelikal ganz normal? SEITE 11



DIE ZEITUNG DES GRÖSSTEN SCHÜLERNETZWERKS IN DEUTSCHLAND



„Selam Deutschland“ lautet das Motto der diesjährigen Ausgabe von Q-rage – „Hallo Deutschland“. Selam (Türkisch), Salam (Arabisch) und Schalom (Hebräisch) sind Begrüßungsformeln und bedeuten: Frieden. Jugendliche im Alter von 16 bis 20 Jahren haben diese Zeitung geschrieben. Sie gehen der Frage nach: Wie steht es um das multikulturelle Zusammenleben im Land? Sie berichten von gelungenen Beispielen des Miteinanders, aber auch von Problemen mit Diskriminierung der unterschiedlichsten Art. Viel Spaß beim Lesen.



Stadt der Vielfalt

In „Stadt der Vielfalt“ erzählen die Projektleiterin von „Schule ohne Rassismus“ Sanem Kleff und der Journalist Eberhard Seidel anschaulich, wie die Migration Berlin in den zurückliegenden fünfzig Jahren verändert hat. Die wichtigsten Einwanderergruppen werden vorgestellt und die Fragen beantwortet, welche wirtschaftspolitischen Entwicklungen und internationalen Krisen hinter der Einwanderung stehen. Darüberhinaus gibt es Kontroversen satt. Denn die Einwanderungsgesellschaft ist eine des Konflikts, aber auch eine der Kreativität und Vitalität.

Das Buch richtet sich an Jugendliche und Erwachsene und eignet sich auch gut für den Unterricht.

Sanem Kleff und Eberhard Seidel: „Stadt der Vielfalt. Das Entstehen des neuen Berlin durch Migration“, 200 Seiten, Berlin 2009. Das Buch kostet 3 Euro. Herausgeber und Bestelladresse: Beauftragter des Senats von Berlin für Integration und Migration Internet: www.integrationsbeauftragter.berlin.de E-Mail: Integrationsbeauftragter@intmig.berlin.de Tel.: (030) 90172357

Den Horizont erweitern

„Ufuq.de – Jugendkultur, Medien, politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft“ betreibt die Homepage www.ufuq.de. Sie reagiert auf die Debatten um Parallelgesellschaften, „home-grown terrorists“ und Islamophobie.

„Was guckst du?“ lautet dabei eine der Leitfragen: Welche Medien nutzen arabische, türkische und muslimische Jugendliche? Welchen Einfluss üben Sender wie al-Dschasira oder al-Manar auf sie aus? Empfehlenswert ist auch der Newsletter des Vereins „Jugendkultur, Religion und Demokratie. Politische Bildung mit jungen Muslimen“.

Weitere Informationen unter: www.ufuq.de

Ein umstrittenes Stück Stoff

Das Palästinensertuch: Quadratisch, praktisch, aber ist es auch gut?

Die Palästinenser gegen die Israelis; die Rechtsextremen gegen Linke und Juden; die Linken gegen die USA und für Palästina. Alle haben verschiedene Ziele, aber alle nutzen das gleiche Erkennungszeichen. Die Rede ist vom Palästinensertuch, vom Palästinenserschal – besser als Palituch bekannt.

Heute hängen die Tücher in vielen Kleidungsgeschäften neben anderen modischen Accessoires, und man kann sie für wenig Geld kaufen. Es gibt sie in Weiß, Rot, Grün, Blau, Gelb und Lila. Mit schwarzem oder braunem Muster, mit oder ohne Bommeln, aus dünnem und dickem Stoff. Das Palituch hat eine wechselvolle Geschichte. Erst war es Sonnenschutz, dann politisches Symbol, und heute ist es vor allem eine Modeerscheinung unter Jugendlichen.

„Ich trage das Palituch, weil es bequem ist. Es sieht gut aus, hält warm und passt einfach zu allem“, sagt Lisa, 18 Jahre alt, die fast nie ohne ihr Palituch zu sehen ist. Die politische Bedeutung kennt die Bremerin, aber: „Heute interessiert das sowieso keinen mehr. Mir ist egal, was andere dazu denken. Ich trage das, was mir gefällt.“

Die meisten Jugendlichen, die wir befragten, kennen die Geschichte nicht, und es interessiert sie auch nicht. So kann es passieren, dass ein Jugendlicher, der Springerstiefel trägt, schwarz gekleidet ist und dazu ein weiß-schwarzes Palituch trägt, als Nazi beschimpft wird. Dabei passt das Tuch lediglich gut zu seinem schwarzen Grufi-Outfit.

Oder zwei Gruppen, die alle Palitücher tragen, liefern sich einen Straßenkampf. Doch wer ist hier wer? Die einen sind die Rechtsradikalen, die anderen die Linksradikalen. Auseinanderhalten kann man beide Gruppierungen, die so unterschiedliche Weltanschauungen vertreten, äußerlich kaum.

Und weil das Palituch so viele verschiedene Bedeutungen hat, versuchen jetzt die Ersten, es den Jugendlichen auszureißen. Am bekanntesten ist das Flugblatt „Coole Kids tragen keine Palitücher!“ von den Jungen Demokraten/Junge Linke. Im letzten Jahr tauchte ein entsprechender Aufkleber der „Antifaschistischen Aktion“ mit dem Zusatz „fight antizionism & antisemitism“ („Bekämpfe Antizionismus und Antise-



Eine fragwürdige Aktion

mitismus“) an Hauswänden und in U-Bahn-Schächten auf. Der Slogan macht auf die vermeintlich antisemitische Bedeutung des Tuchs aufmerksam. Der Aufkleber will jenen die Augen öffnen, die nicht wirklich wissen, was sie da tragen. Eine fragwürdige Aktion. Denn die Deutung des Palituchs als antisemitisch ist nur eine von vielen möglichen. Bedauerlicherweise wird in diesem Flugblatt über die eigentliche Geschichte des Palituchs nicht informiert.

So weiß auch die 17-jährige Francesca nur wenig über die Geschichte

des Tuchs, das im Arabischen Kufija genannt wird: „Das Palituch hat irgendwas mit dem bewaffneten Widerstand seitens der Palis gegen Israel zu tun.“

Die Geschichte des Palästinensertuchs beginnt Anfang des 20. Jahrhunderts auf den Feldern der arabischen Bauern in Palästina. Es dient zum Schutz gegen die Sonne und wird um den Kopf geschlungen als Turban getragen. Zum anderen gilt es als Symbol der Zusammengehörigkeit und Einheit in den unteren Schichten, vor allem bei den Bauern. Es wird zum Zeichen des palästinensisch-arabischen Nationalismus, der sich im Zuge der jüdischen Einwanderung nach Palästina in den 30er-Jahren verstärkte. Gerichtet war es allerdings weniger gegen die Juden als gegen die palästinensische Mittel- und Oberschicht und deren Kopfbedeckung, den Tarbusch, auch Fes genannt. Dieser galt als Symbol der Anbiederung an Europa und dessen Lebensstil.

Ab den 60er-Jahren wird das Palästinensertuch in der weiß-schwarzen Variante zum Symbol des bewaffneten Kampfes der Palästinenser gegen Israel und wird von den Angehörigen der PLO (Palästinensische Befreiungsorganisation) getragen. Und von palästinensischen Terroristen, die in den 70er-Jahren Passagierflugzeuge entführen und Terroranschläge verüben. In dieser Zeit kommt das Palituch nach Deutschland.

In den 80er-Jahren wird es von einem Teil der Linken getragen – als Ausdruck der Solidarität mit den Palästinensern. Und als Ausdruck ihrer Militanz. Es gibt kaum eine Demonstration von Hausbesetzern und Atomkraftgegnern, bei der das Tuch nicht von vielen getragen wird. Sie alle lieben das Tuch; auch deshalb, weil man sich bei gewalttätigen Aktionen damit so gut verblenden kann.



Pali ist Pop – Screenshot

AUFRECHTGEHEN.WORDPRESS.COM

Ab Ende der 90er-Jahre wird das Palituch auch unter Rechtsextremen populär. Ebenfalls aus Solidarität zu den Palästinensern – und als Ausdruck ihres Hasses auf Israel und die Juden.

Heute sind diese Hintergründe bei den meisten Jugendlichen in Vergessenheit geraten. Viele wappnen sich mit dem Kauf der hübschen, bunten und gemütlichen Tücher lediglich für die kalte Jahreszeit. So auch Mandy (18): „Ich trage das Palituch wegen der Wärme, halte meins aber auch nicht für echt.“ Tatsache ist: Selbst wenn die Jugendlichen über die Geschichte des Palituchs aufgeklärt werden, macht das für sie keinen Unterschied.

So meint die 19-jährige Janine: „Ich trage die Palitücher weil ich sie mag, nicht aus politischem Interesse. Auch wenn das Tuch eine politische Bedeutung haben mag, dann gilt das meiner Meinung nach nur für die weiß-schwarzen Tücher. Und ich trage sowieso am liebsten die bunten.“

Wie viele andere Kleidungsstücke, die ebenfalls politische Bedeutungen haben, werden die Palitücher heute von Jugendlichen ohne Bedenken getragen. Politisch werden sie erst durch die Weltanschauungen und die politischen Ziele ihrer Träger. **SB**



Demonstration im August 2006 als die israelische Armee in den Libanon einmarschierte, um die Hisbollah zu bekämpfen **FOTO: PAUL GLASER**

preisgekrönter dokumentarfilm über eine hauptschule in köln-mühlheim

My Home 1

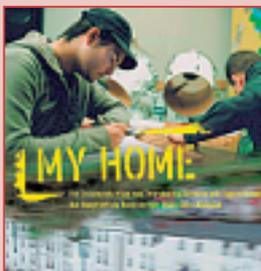
Ein Jahr lang hat der Filmemacher Thorsten Kellermann SchülerInnen der Hauptschule Rendsburger Platz im Kölner Stadtteil Mühlheim mit der Kamera begleitet. Die 15- bis 17-Jährigen erzählen von ihrem Leben, ihrer Musik, von ihren Träumen und Zukunftsplänen. Und sie nehmen die Kamera selbst in die Hand und dokumentieren ihren Alltag.

Die Jugendlichen gehören zu M.I.X. (Music International Against Xenophobia – Musik gegen Fremdenhass), einem Schulprojekt, in dem Jugendliche gemeinsam rappen und musizieren. Der Film verfolgt, wie das Projekt im Laufe der Monate an Fahrt aufnimmt – von der ersten Textidee bis zum fertig produzierten Song und öffentlichen Konzerten.

Im Rahmen dieses Projekts bekam M.I.X. zum ersten Mal die Möglichkeit, in einem professionellen Tonstudio zu produzieren. Das Ergebnis: eine CD mit zehn mitreißenden Rap-Songs, die von der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen handeln. Die CD und der 88-minütige Film wurden vom Verein „Kran 51 e.V.“ in Kooperation mit „Schule ohne Rassismus – Schule

mit Courage“ realisiert und bereits mit mehreren Preisen ausgezeichnet. **DOG**

Mehr Infos unter: www.myhome-film.de
DVD und CD kosten zusammen 5 Euro (inkl. Porto) und können bestellt werden unter: schule@aktioncourage.org
Kontakt zum Filmemacher unter: T.Kellermann@web.de
www.myhome-film.de



Konvertieren

Der Islam gewinnt an Anhängern. Laut einer Statistik des Islam-Archivs sind in den Jahren 2004 bis 2007 mehr als 7.500 Deutsche zum Islam übergetreten. Knapp zwei Drittel davon waren Frauen. Früher stand meist eine Partnerschaft mit einem Muslim hinter der Entscheidung, die Religion zu wechseln. Heutzutage steht die Überzeugung im Vordergrund. Der Wunsch nach einer Religion mit einer klaren Vorstellung von Gott und Richtlinien für den Lebensweg ist vielen ein Bedürfnis in der schnelllebigen materiellen Gesellschaft. Muslime treten seltener zum Christentum über. In Deutschland sind es jährlich etwa 60. Ganz anders sieht es in den USA aus. Dort sind in den letzten Jahren über 100.000 Muslime zum Christentum übergetreten.



Tausende Jugendliche besuchen ein Konzert des bekannten muslimischen Sängers Sami Yussuf. Amira ist nicht dabei

FOTO: R. MARO/VERSION-FOTO.DE

Die Verwandlung Aus Stefanie wird Amira

Eine Siebzehnjährige aus Bremen sucht nach dem Sinn des Lebens und wird im Islam fündig. Nichts bleibt, wie es war

Ich kann die nicht mehr als Deutsche ansehen.“ Wie kann man nur freiwillig das Kopftuch tragen?“ „Die spinnt doch!“ Erregt diskutieren Schülerinnen in der Pausenhalle des Schulzentrums Blumenthal in Bremen. Es geht um Amira. Sie steht ein wenig abseits. Ihre Haare hat sie bislang wie alle Mädchen hier offen und für alle sichtbar getragen. Jetzt sind sie vollständig mit einem weißen Kopftuch bedeckt. Nach langem Zögern ist sie sich sicher: Ich verstecke meinen neuen Glauben nicht mehr. Alle Welt soll sehen, wer und was ich bin – eine stolze Muslima.

In ihrem alten Leben hieß Amira Stefanie H. „Ich war ein ganz normales deutsches Mädchen“, erzählt sie, „eine typische Mitläuferin mit wenig Selbstbewusstsein.“ Sie legte Wert auf ihr Äußeres, quatschte viel und gerne mit ihren Freundinnen. Einmal in der Woche spielte Stefanie Volleyball, und joggte mit Freunden.

Im Norden Bremens, in Blumenthal, lebt sie mit Vater, Stiefmutter und Halbschwester. Blumenthal ist ein Arbeiterviertel, heute wohnen dort viele Ausländer. „Religion spielte für mich und meine Eltern keine besondere Rolle“, erzählt sie bei einem Glas Tee. Sie lacht kurz auf und ergänzt: „Ich be-

hauptete sogar, Gott existiert nicht. Ganz anders sieht es bei ihren Großvätern aus: Der eine ist Pastor, der andere Italiener und strenggläubiger Katholik. In Stefanies Leben sprach nichts dafür, dass sie sich einmal dem Islam zuwenden würde.

Mit 16 Jahren nimmt ihr Leben eine radikale Wendung. Den Anfang macht eine Liebesbeziehung zu einem muslimischen Jungen, nennen wir ihn Yunus. Stundenlang unterhalten sie sich über Gott und die Welt. Yunus erzählt ihr über seinen Glauben, den Islam. In dieser Zeit gibt es in ihrer Familie viel Streit und Ärger. Die Beziehung zu Yunus geht zu Ende.

Wie viele Jugendlichen stellt sie sich die Fragen: Was ist der Sinn des Lebens? Wofür lebe ich? Sie findet eine Antwort: „Es muss eine höhere führende Kraft geben, für die es sich zu leben lohnt.“ Sie sucht und prüft die Religionen, die sie kennt – das Christentum und den Islam. Die Religion ihrer Familie verwirft sie: „Das Christentum beinhaltet zu viele Widersprüche, lässt zu viele verschiedene Auslegungen zu.“ Amira sucht eindeutige Richtlinien, feste Regeln. Im Koran wird sie fündig. Gebete, Koranstudien und Moscheebesuche beeindruckten sie. Hier findet sie eine Klammer, Klarheit und einen Sinn. Genau das Richtige für ihr Leben, das in den zurückliegenden Monaten etwas aus den Fugen geraten war. Sie weiß nun: „Ich will zum Islam gehören!“

Im Juni 2007 ist es so weit. Stefanie konvertiert. 16 Jahre ist sie da alt. Sie spricht vor zwei Zeugen das Glaubensbekenntnis, einmal auf Arabisch und

einmal auf Deutsch. Ihre Eltern belächeln ihre Übertritt zum Islam. „Sie wird von diesem Trip schon wieder runterkommen“, lautet das Motto des Vaters. Doch Stefanie kommt nicht runter. Aber noch hat sie Angst, sich zu outen. Durch einen Bekannten erfährt sie, wie diskriminierend das Umfeld auf Neumuslime reagieren kann.

Fast ein Jahr lang trägt sie das Kopftuch deshalb nur zu Moscheegängen. Dabei bemerkt sie: „Ich fühle mich wohl damit. Es schützt mich, und es gibt mir ein Gefühl der Stärke und des Selbstbewusstseins.“ In diesem Jahr wird Stefanie selbstsicherer, fröhlicher, ausgeglichener und zufriedener. Immer stärker wird der Wunsch aller Welt zu zeigen: „Ich bin anders, ich bin Muslima.“ Im Mai 2008 ist es so weit. Seitdem ist sie nie wieder ohne Kopftuch aus dem Haus gegangen. Aus Stefanie ist endgültig Amira geworden.

Ihre Eltern, vor allem ihr Vater, können bis heute das Kopftuch an ihr nur schwer ertragen. Trotzdem bleibt ihre Familie das Wichtigste in ihrem Leben. Nach einigen Wochen akzeptiert die Familie Amiras neue Identität. Und die Besonderheiten, die ihr Glauben mit sich bringt. Amira isst nur noch, was „Halal“ ist, also nach islamischen Regeln zubereitet ist. Heute hat sie ihr eigenes Kochgeschirr. Nicht nur die Nahrung, auch Amiras Freundeskreis verändert sich. Alte Freundinnen wenden sich von ihr ab. Nur mit ihrer „besten Freundin“ kann Amira auch heute noch wie früher über alles reden. In der Moschee gewinnt sie viele neue Freundinnen. Die nennt sie „Schwestern“.

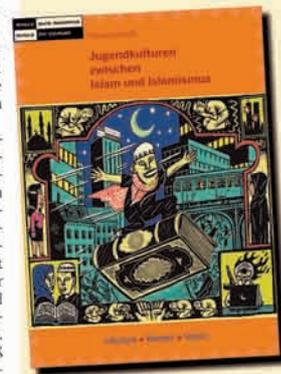
Mit dem neuen Glauben gibt sie alte Gewohnheiten auf. Partys, Diskos, Alkohol und Jungs interessieren sie nicht mehr. Sie nimmt ihren neuen Glauben und die Worte des Korans sehr ernst. Im Gegensatz zu der Mehrheit der muslimischen Frauen in Deutschland meint Amira: „Die Frau soll sich nicht präsentieren im Islam. In der Disko geht es nur darum, aufzufallen und zu flirten. Das finde ich nicht gut.“ Aber nach wie vor legt sie viel Wert auf ihr Äußeres, kleidet sich modisch und amüsiert sich viel mit Freunden.

Amira zieht inzwischen einen ganz klaren Trennungsstrich zwischen „Wir, die Muslime“ und der anderen Seite „Ihr, die Nichtmuslime“. Ein Christ kommt für sie deshalb als Partner nicht mehr infrage. „Wenn ich nicht auf islamische Weise heiratet, dann ist alles, was folgt, eine Sünde“, begründet Amira ihre fundamentale Haltung. Sie betont, dass sie die Christen trotzdem akzeptiere.

Amira macht derzeit eine Erzieherausbildung. Mit einer angehenden Sozialpädagogin möchte sie einen muslimischen Kindergarten in Bremen oder in Hamburg eröffnen. Er soll ausschließlich von muslimischen Kindern besucht werden, aber trotzdem Integration und den Sprachenverb fördern, sagt sie. Und: „Die muslimischen Kinder sollen in die Grundschule kommen und wissen, warum die Christen Weihnachten feiern.“ So viel Toleranz muss sein. Sie appelliert: „Verurteilt nichts, bloß weil es euch fremd erscheint. Informiert euch, bevor ihr euch eine Meinung bildet!“ **CF, JK**

Themenheft

„Jugendkulturen zwischen Islam und Islamismus. Lifestyle, Medien und Musik“ Die 60-seitige Broschüre informiert über die vielfältigen Jugendkulturen, die sich in Deutschland in den zurückliegenden Jahren entwickelt haben und sich ganz bewusst auf den Islam beziehen. Sie gewährt Einblicke in einen bunten Kosmos voller Widersprüche. 77 farbige Abbildungen. 1 Heft kostet 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org



diese glaubensbrüder sind nicht ganz koscher

Die salafitischen Missionare

Der Salafismus ist eine kompromisslose Form des Islam. Der „Salafismus“ wird aus Saudi-Arabien gefördert und finanziert. Er strebt eine Rückkehr zum „wahren“ Islam an und zeichnet sich durch strenge moralisch-ethische Vorstellungen aus. Der Rolle der Frau, der Verurteilung von Homosexualität und anderen „Sünden“ wie vorehelichem Geschlechtsverkehr, Drogen oder „unsittlichen“ Darstellungen kommen eine besondere Bedeutung zu. Der Salafismus meint, die „wahren“ Muslime seien dazu aufgerufen, den Islam zur Welt Herrschaft zu bringen. Das salafitische Weltbild unterscheidet streng zwischen „Gut“ und „Böse“: Die USA und Israel, aber

vor allem Muslime, die vermeintlich vom „wahren“ Glauben abgefallen sind, stehen auf der Rangliste des „Bösen“ ganz oben. Dem Salafismus gehören in Deutschland nur wenige der über drei Millionen Muslime an. Allerdings findet er unter übergetretenen deutschen Christen zunehmend Anhänger. Und so läuft das: Jeden Sonntagnachmittag füllt sich die al-Nur Moschee in Berlin-Neukölln bis auf den letzten Platz, und in dem Waschbetonbau hinter dem Industriegebiet gibt es viel Platz. Unten für die Männer. Die obere Etage ist für die Frauen reserviert. Sie verfolgen die Predigt des charismatischen Predigers Abdul

Adhim über Lautsprecher. Abdul Adhim erzählt von einem Döner-Bruder, der das Gebet vernachlässigt, um auf das Geschäft aufzupassen. Doch wozu? „Ist es wirklich wichtiger, noch zwei Döner extra zu verkaufen, als für sein Heil im Jenseits zu sorgen?“, fragt der Prediger. Die Angst vor dem Jüngsten Tag, die Angst vor dem Jenseits ist in seinen Predigten sehr präsent. Dann, am Ende der Predigt kommt er zur Frage, die in keiner seiner Sitzungen fehlen darf: „Gibt es vielleicht jemanden, der heute konvertieren will?“ Eine Frau mit Kopftuch gibt ihm ein Zeichen. „Aha, es gibt eine Frau, die Inshallah heute zum Islam kommen will.“ Der schlank 30-Jährige mit weißem Turban und fluffi-

gem Bärtchen schreitet die Treppe hinauf. Zögernd tritt ein Mädchen vor. Sie trägt ein eng anliegendes Top. Sie ist 16 Jahre alt, Gymnastin aus Charlottenburg. Abdul Adhim, der marokkanische Prediger, schenkt ihr ein Lächeln: „Alles klar, bist du bereit?“ Das Mädchen nickt und schluckt. Dann spricht sie das Glaubensbekenntnis der Muslime. Die Frauen klatschen und drängeln sich, um die neue Schwester zu umarmen. Viele tragen lange Gewänder, manche sogar einen Gesichtsschleier. Warte nur, scheinen ihre Augen der Neuen zu sagen: „Dein enges Top, dein Make-up. Das wird dir noch vergehen!“ **Aus: „Jugendkulturen zwischen Islam und Islamismus“**

„Wir müssen nicht allzeit bereit und sexy sein“

Sahira ist eine der wenigen Rapperinnen Berlins. Sie wurde 1979 in Berlin geboren. In ihren Songs haben Gewaltverherrlichung und Machismo keinen Platz. „Ich spucke so auf den Applauss, den du kriegst“, singt sie in „Fake Pornorapper“. Dafür sorgt schon das Islamverständnis der allein erziehenden Hipopperin palästinensischer Herkunft. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 begann sie sich mit dem Islam und den Koran zu beschäftigen und ließ sich vom Friedensgedanken und der Spiritualität überzeugen.

Ihr erstes Album „Frei Schnauze“ produzierte sie selbst als eine Art „Streetalbum“. Letztendlich entschied sie sich auch für das Kopftuch, das sie eher als Haartuch bezeichnet. Dadurch musste sie bereits Diskriminierungen erleben. So wurde sie in einem Kaufhaus nicht eingestellt, weil sie sich weiße, ihr Tuch abzulegen.

„Nur mein Mann sieht mich ganz wie ich bin. Weil er kann, noch mal, weil ich, ich, ich's will.“ Diese Stelle aus dem Lied „Dit Tuch mit Aisha“ erklärt, warum sie das Tuch trägt, und kritisiert auch den Körperkult. „In ein echter Kerl weint stumm“ hingegen rechnet sie scharf mit den Verhaltensweisen arabischer Männer gegenüber Frauen ab.

Dass Frau auch mit Kopftuch was losmachen kann, besingt Sahira in „Socken über den Hosen“: „Aus diesem heißen Tag wird eine wunderbare warme Nacht / das Auto wird direkt vorm Club geparkt ... / „Das ist sehr wohl unser Platz!! // Hey DJ, du bist gut. Jetzt schon 5 Stunden Flow Übergangslos ... / Da ist kein flacher Song, mach bitte weiter so. / Wir fühlen uns so vollkommen - Winken dir zu und schreien laut: / Bo-Bo-Bo!! zu deinem DJ-Pult. Heah!“

Derzeit arbeitet Sahira an einem neuen Album. Weitere Informationen zu Sahira und ihrer Musik findet ihr auf ihrer MySpace-Seite.

Die deutsch-palästinensische Rapperin Sahira findet im Koran Spiritualität und Friedensgedanken. Sie liest Pornorapper und Machojungs die Leviten und fordert mehr weibliches Selbstbewusstsein

Q-rage: Sahira, warum geht es in deiner Musik?

Sahira: Um Glaube, Liebe, Hoffnung und um uns Frauen natürlich. Ich denke, wir Frauen lieben anders als Männer. Das ist ein sehr spannendes Thema, wie ich finde, und Verarbeitungswürdig.

Wie war die Zusammenarbeit mit Bushido? Und in wie weit unterscheidet er sich von dem kritischen Bild, das die Medien von ihm zeichnen?

Bushido ist ein Gentleman zu mir gewesen und ist mir mit großem Respekt begegnet. Ich hatte freie Hand im Studio, und die Energie war super. Man kann über ihn einiges sagen, aber er ist ein sehr kreativer Mensch. Das Bild in den Medien ist doch sehr einseitig.

Du arbeitest an einem neuen Album. Was gibt es da zu berichten?

Mein neues Album wird, so Gott will, nächstes Jahr erscheinen. Es trägt den Titel „Mit reiner Absicht“. Wir haben noch viel vor.

Bezeichnest du Palästina als dein

Heimatland oder als Heimatland deiner Eltern?

Beides. Es ist so etwas wie eine Sehnsucht, eine offene Wunde. Aber letztendlich ist natürlich Berlin meine Heimat. Hier bin ich geboren und aufgewachsen, hier lebe ich und meine Musik.

Hast du Diskriminierungen auf Grund deiner Herkunft erlebt?
Das hat doch mit Sicherheit schon jeder, oder?!

In einigen Interviews appellierst du an Migranten, Deutsch zu lernen. Es gibt das Vorurteil, dass viele dies gar nicht wollen. Wie sind deine Beobachtungen?

Also ich für meinen Teil kenne viele Migranten und Flüchtlinge, die hier unter unzumutbaren Bedingungen leben müssen und dies hinnehmen, weil es immer noch besser ist, als im Krieg zu sein. Das sind Menschen, die andere Sorgen haben, als Deutsch zu lernen, zum Beispiel ob sie abgeschoben werden oder das Asylheim morgen abgefacelt wird. Aber alle anderen wollen das und tun das auch. Deutsch ist allerdings eine schwere Fremdsprache, was gepaart mit der teilweise feindseligen Atmosphäre hierzulande eine weitere Barriere darstellt. Aber ich finde, dass nichtsdestotrotz jeder Einwanderer die Sprache lernen sollte. Mit Sprache fängt alles an. Kommunikation ist eines der wichtigsten Werkzeuge und Gaben des Menschen.

War es sehr schwierig, dein Album selbst zu produzieren?

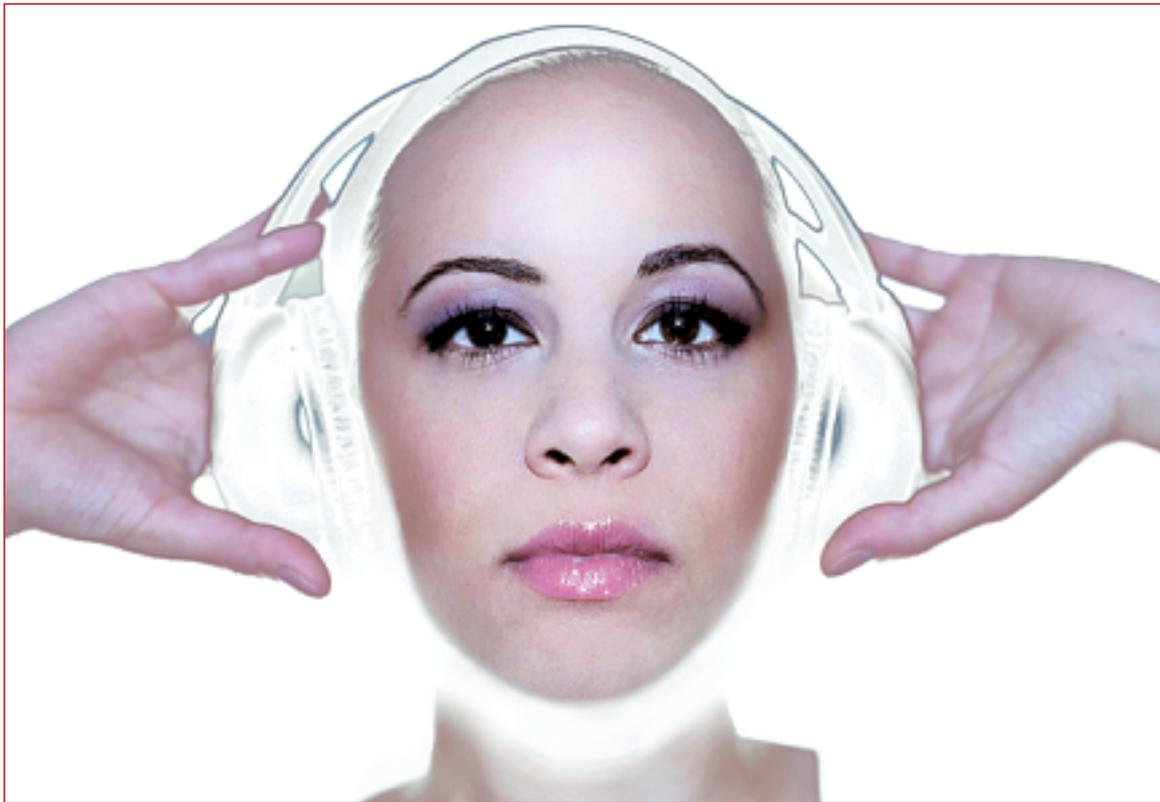
Ich habe das einfach angefangen und den Mut entwickelt, an dieses Baby zu glauben. Ich habe abends meinen kleinen Engel schlafen gelegt und mich dann an den Rechner gesetzt. Mit jedem Song, der fertig wurde, wurde ich mutiger und euphorischer. Ich habe alle Gefühle in dieses Album gesteckt und viel verarbeiten können.

Bist du an dieser Aufgabe gewachsen?

Mindestens zehn Meter, mit richtig Muckies.

Im Parlament, der Zeitung des Bundestags, steht, dass du ein Vorbild für muslimische Mädchen bist. Eines, das ihnen bislang fehlte, eines mit Kopftuch. Siehst du das so?

Ich trage kein Kopftuch, sondern ein Haartuch, was mit meiner persönlichen Spiritualität zu tun hat. Aber ja, mir wurde in Workshops mit Jugendlichen oder nach Auftritten oft reflektiert, dass die jungen Frauen, auch die mit Migrationshintergrund, es gut und gesund finden, dass sich eine Frau nicht lasziv im Latexkostüm räkeln muss, wenn sie ihre Musik vorstellt. So etwas hat in meiner Jugend gefehlt. Das erleichtert uns Frauen alle, denke ich. Einfach mal den Druck ablassen, immer sexy und allzeit bereit sein zu müssen, einfach mal eine andere Art Anerkennung zuzulassen. **AS, MW**



„Bushido ist ein Gentleman zu mir gewesen und ist mir mit großem Respekt begegnet. Das Bild der Medien ist doch sehr einseitig“ FOTO: PROMO

Islam und Gleichberechtigung der Frauen müssen kein Widerspruch sein. es gibt eine weibliche Leseweise

Nehmt den Männern den Koran!

Islam und Gleichberechtigung der Frauen – das scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein. Nicht für die Ägypterin Nahed Selim. In ihrem viel beachteten Buch „Nehmt den Männern den Koran!“ greift sie die männliche Deutungshoheit im Islam an und fordert eine weibliche Interpretation des Koran.

Die Autorin lebt heute als Journalistin in den Niederlanden. Aufgewachsen ist sie im Ägypten der 60er-Jahre, als der Islam noch nicht das Alltagsleben dominierte, und die Imame noch nicht allgemeingültig definierten, was sich für eine Frau schick und was nicht. Doch mit dem verlorenen Sechs-Tage-Krieg gegen Israel 1967 kippte die Stimmung im Land. Die religiösen Kräfte gewannen mehr und mehr an Einfluss. Selbst in ihrer westlichen orientierten Familie trugen immer mehr Frauen ein Kopftuch,



beklagt die Autorin. Für sie Grund genug, um zu fragen: Sind die Regeln, die die Prediger für die Frauen aufstellen und die ihr Leben unfreier und ungleicher macht als das von Männern, wirklich durch den Koran legitimiert?

Das Ergebnis ihrer Nachforschungen in den Originalquellen ist: „Nehmt den Männern den Koran!“. Selim hat ihr Buch in drei Teile gegliedert. Der erste beschäftigt sich mit theoretischen Aspekten, wie der richtigen (oder falschen) Übersetzung einiger Passagen. Die dreizehn Ehefrauen Mohammeds stehen im zweiten Teil des Buchs im Mittelpunkt. Selim porträtiert drei von ihnen. Ihr Ergebnis: Vieles deutet darauf hin, dass Mohammeds Frauen keineswegs nur fromm, unterwürdig und demütig waren. Im Gegenteil: Sie sollen selbstbewusst, ja fast schon emanzipiert gewesen sein. Abschließend geht Selim

auf Probleme heutiger Muslime ein. Sie beschäftigt sich mit dem Wandel der muslimischen Gesellschaft durch westliche Einflüsse (wie zum Beispiel das Bekennen zur Homosexualität).

Selim bezieht sich in ihren Auslegungen auf eine große Anzahl von Suren und Äußerungen von Theologen. Überall versucht sie, ihre eigenen Theorien einzubringen. Auch wenn eine Aussage noch so frauenfeindlich ist, sie findet immer einen Weg, die Bedeutung der Worte zu relativieren oder mit der persönlichen Situation des Theologen zu rechtfertigen. So nimmt sie sich das islamische Erbrecht vor. In den meisten Fällen erben Frauen deutlich weniger als Männer. Selim stellt diese Ungleichbehandlung jedoch in einen historischen Kontext. Damals erben Frauen häufig gar nichts, das Wenige, was sie nun erben, war also schon ein Erfolg.

Selim kommt zu dem Schluss, dass der Islam und die volle Gleichberechtigung der Frau nicht im Widerspruch stehen müssen. Bei der Lektüre drängen sich allerdings unweigerlich Fragen auf: Sind ihre Forderungen in Ländern, die sich in ihrer Gesetzgebung auf das islamische Recht beziehen, durchsetzbar. Wird über Selims Interpretationen des Korans und ihre Forderungen in der islamischen Welt ernsthaft diskutiert? Oder ist Nahed Selim eine Einzelkämpferin?

Trotz einiger Mängel liefert Selim mit diesem Buch Anregungen für eine Diskussion, in der sich hoffentlich die weibliche Sicht auf den Koran durchsetzen wird. **AS, MW**

Nahed Selim: „Nehmt den Männern den Koran! Für eine weibliche Interpretation des Islam“, München 2007, 336 Seiten, 9 Euro

Nationalfeiertag, 3. Oktober. Die Sonne verdrängt die dunklen Wolken. Ein Regenbogen überspannt den Hermannplatz in Berlin-Neukölln. Alles glänzt. Für einen Augenblick ist der miserable Ruf des Ortes vergessen. Dieses Stück Berlin, das Schauplatz vieler Medienberichte über Drogen, Gewalt und gescheiterte Integration ist. Nur der Verkehr hupt und rauscht wie immer. Lässig und ein wenig breitbeinig steigt ein Jugendlicher aus dem U-Bahn-Schacht: Jeffrey John. Ein Hauch von Eminem, dem Superstar des weißen Hip-hop, umweht ihn: blasses, schmales Gesicht, blonder Bürstenaarschnitt, weiße Kapuzenjacke. „Guten Tag, Penisverlängerung Deutschland, was kann ich für Sie tun?“

Der 16-jährige grinst: „Du wirst sehen, ich rede in Bildern!“ Jeffrey ist nett, sympathisch – im Prinzip. Aber jetzt will er vor allem souverän und cool wirken. Er reißt das Gespräch an sich, möchte die Kontrolle behalten und seine Geschichte möglichst schnell erzählen.

Nichts deutet in diesem Moment auf den sensiblen jungen Künstler hin, der sich in den Rap verliebt hat und so einfühlsame Texte schreibt. „Und wenn ich irgendwann sterbe, / dann verlässt meine Seele diese Erde, / doch ein Teil von mir bleibt bestehen, / lasst es so wie es ist? / auf Wiedersehen.“

Sobald wir den Hermannplatz verlassen, ist Jeffrey wie verwandelt. Wie ein Fisch, der aus dem Netz ins Meer zurückgeworfen wird, taucht er in sein Element ein. Hier rund um die Hobrechtstraße ist er aufgewachsen. Es ist sein Kiez. Hier kennt er die Menschen, die Häuser, die Gerüche und Geräusche. Hier findet er den Stoff, aus dem seine Songs wie „Mucke für den Kiez“ entstehen: „Die Kiezjungen drehen hier ihre Runden. / Mit der Crew verbringt man hier seine Stunden. / Jeder Zweite macht Fitness, um sich zu wehrn / wenn sie mal wieder abgezogen werdn.“

Seine Eltern wissen nicht, dass Jeffrey in den beiden letzten Jahren den Rap-Contest der „Schulen ohne Rassismus“ gewonnen hat und zwei CDs produziert. Auch nicht, dass er jeden Freitag in der alten Feuerwache in Berlin-Kreuzberg auftritt. Sie haben noch nie einen seiner Auftritte besucht, noch nie einen Track von ihm gehört. Sein erstes Mic und den nötigen PC hat er von seinem eigenen Geld gekauft. „Ich habe ein Jahr lang Zeitungen ausgetragen, bis ich die 800 Euro zusammenhatte.“

Warum er seine Eltern nicht fragt hat? „Weißt du, es gibt Jungs, die sagen: ‚Mama, ich hab da so ein neues Hobby, gibst du mir Geld, ich brauche ein Mic und einen PC?‘ Ich wollte meine Eltern aber nie so dabei haben. Rap ist mein Ding, Familie halte ich da raus. Meine Mutter interessiert sich für mein Hobby, aber ich will das nicht.“ Erst auf Nachfrage erklärt Jeffrey diese Trennung: „Keine Ahnung, Mann. Ich will denen ja auch etwas geben. Meine Musik war damals scheiße, deswegen wollte ich das auseinanderhalten, nicht dass meine Eltern das peinlich finden.“

Manche Jungs sagen: „Mama, ich hab ein Hobby, gibst du mir Geld für ein Mic und einen PC?“ Nicht bei mir. Rap ist mein Ding

Jeffrey fummelt am Reißverschluss seiner Jacke herum, zieht ihn immer wieder auf und zu. Diese Fragen passen nicht in sein Konzept. Er will das Thema beenden und drängt zum Aufbruch.

Eine Ecke weiter, in der Weserstraße peilt Jeffrey zielstrebig einen Spielplatz an. Beiläufig zeigt er auf eine Straße, die links abgeht: „Dort habe ich dreizehn Jahre lang gewohnt, Friedelstraße 22.“ Auf dem Spielplatz begann seine Hip-hop-Karriere. Mit elf. Heimlich und ein wenig illegal. „Hier habe ich meine ersten Takes mit Autolack gesprüht. Den gab es für einen Euro bei Karstadt“, erinnert sich Jeffrey.

Jeffrey blüht auf. Nach und nach entdeckt er seine fünf Jahre alten Takes wieder. Ein wenig verblasst sind sie inzwischen. Spuren einer Kindheit. „Einmal“, sagt er, „habe ich mit rotem Autolack einen Take in die Rutsche gemalt. Da war aber noch eine Mutter mit Kind. Das Kind hat sich voll mit der Lackfarbe



Jeffrey John am Hermannplatz: Verkehrsknotenpunkt, Drogenumschlagplatz, Marktplatz, und manchmal ist es hier ganz entspannt FOTO: METIN YILMAZ

Mucke für den Kiez

Zweimal hat Jeffrey John den Rap-Contest von „Schule ohne Rassismus“ gewonnen. In seinen Songs setzt er sich kritisch mit dem Gangsta-Rap auseinander. Auf einem Streifzug durch die Straßen des Problembezirks Berlin-Neukölln zeigt er, wo er aufgewachsen ist und den Stoff für seine Songs findet

Rap for Q-rage II

„Rap for Q-rage Vol. II“ ist erschienen. Produziert wurde die CD von Florian Steindle mit den Berliner Rappern Gozpel, Profit, Jeffrey John, Hassan Akkouch und Junior Jero.

Die fünf Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 20 Jahren sind die Gewinner des „Rap-Contest 2007“, den die Bundeskoordination von „Schule ohne Rassismus“ im Dezember gemeinsam mit der Street-Dance-Connection in der Alten Feuerwache in Berlin-Kreuzberg veranstaltet hatte.

„Rap for Q-rage“ ist ein Forum für Jugendliche, um ihre Stücke einem größeren Publikum zu präsentieren. Einzige Voraussetzung der Teilnahme ist: Die Künstler verzichten bei ihren Rap-Songs auf Gewalt verherrlichende Texte und die Herabwürdigung von Menschengruppen.

Die elf Tracks können von www.schule-ohne-rassismus.org heruntergeladen werden. Für 4 Euro (inkl. Porto) kann die CD auch unter schule@aktioncourage.org bestellt werden.



beschmutzt. Die Mutter hat geschrien, und ich bin nur noch weggerannt. Von hier bis zum Görlitzer Park.“ – Das sind mehr als zwei Kilometer.

Immer, wenn er Geschichten erzählt, die er besonders unterstreichen möchte, fügt er ein „Ohne Scheiß“ an den Satz. Dann wirkt er wie ein kleiner Junge, der sich dieibisch darüber freut, dass ihm ein Streich gelungen ist.

Nächster Stopp: Nansenstraße. Hier besuchte Jeffrey den Kindergarten und den Hort gemeinsam mit Savas und Deniz. Deniz bedeutet im türkischen Meer, Savas heißt Krieg. Nicht von Krieg, aber von Rivalitäten mit den Kindern aus dem anliegenden katholischen Kindergarten waren diese Jahre geprägt.

Rechter Hand liegt die Panierstraße. „Das ist eine der gefährlichsten Straßen in Berlin“, behauptet Jeffrey. Dann wieder: „Ohne Scheiß.“ – „Siehst du den Bus?“ Ein Doppeldecker der Linie M29 rauscht vorbei. „Der wird voll oft überfallen. Mich wollten auch schon mal ein paar Jungs abziehen. Die denken hier, sie können die ‚deutschen Kartoffeln‘ einfach so anmachen. Aber ich bin genauso Neuköllner wie sie.“ Stress zwischen deutschen und türkischen, deutschen und arabischen Kids, den gibt es hier. Das Thema, das die Öffentlichkeit seit Jahren erregt, ist für Jeffrey mit diesem kurzen Kommentar erledigt.

Lieber steuert er die Donaustraße an. Er erzählt, dass hier früher alte Sofas, Matratzen und jede Menge Hundekot auf dem Gehweg lag. „Versiff! Die Matratzen hätte ich auch nicht angefasst.“ Jeffrey sucht nach einer Erklärung, warum sich die Berliner Stadtreinigung aus Teilen von Neukölln zurückgezogen hat. Noch hat er sie nicht gefunden. Ein einziger gepflegter Neubau sticht aus dem Ambiente hervor. „Das

ist ein Kindergarten. War eigentlich immer voll edel.“ – „Warum warst du da nicht?“ – „Nee, kein Geld.“

Und schon zieht Jeffrey weiter. Bloß nicht zu lange von uninteressantem Zeug aufhalten lassen, denn ein kleines Stück weiter zieht er sein persönliches Ass aus dem Ärmel. Ein Bordell, unmittelbar neben der Grundschule, die Jeff besuchte. Die Fenster stehen offen, die rosaroten Jalousien sind fast komplett geschlossen. Jeffrey guckt triumphierend. „Die Jalousien waren auch vor ein paar Jahren immer nur fast geschlossen.“ Dieses Fast ermöglichte es Jeff und seinen Kumpels auf dem Weg von der Schule nach Hause Stinkbomben ins Innere zu werfen. „Mann“, sagt Jeff, „wir haben die sogar f**** gehört, Alter, und im Hintergrund lief Arabella. Alter, ohne Scheiß.“

Prostitution, Kriminalität und Drogen, das alles war Teil von Jeffreys Alltag und liefert noch heute den Stoff für seine Songs. So reimt er in „Mucke für den Kiez“: „Du siehst kriminelle Ma-

„Die Kiezjungen drehen hier ihre Runden. / Mit der Crew verbringt man hier seine Stunden. / Jeder Zweite macht Fitness ...“

enschaften in den Nachbarschaften, / der Dreck bleibt an den Eltern haften, die arbeiten und schufteten jeden Tag. / ... Und ich gucke wieder aus meinem Hochhaus raus und sehe die Jungen da, wie sie Päckchen verticken / ...

In dieser Umgebung besuchte Jeff die Grundschule – Ausländeranteil 95 Prozent. „Aber das war vollkommen egal, da gab es keinen Unterschied.“ Jeffreys Eltern hatten mit dieser Multi-kulti-Mischung größere Probleme. Nach der Grundschule schickten sie ihren Sohn auf eine Gesamtschule in Pan-kow im Osten Berlins – Ausländeranteil gleich null. Die Eltern wollten bessere Bildungschancen für ihren Sohn.

Plötzlich drängt Jeffrey zum Aufbruch. Es ist Freitag, und da tritt er wie jede Woche in dem Jugendzentrum Alte Feuerwache in Kreuzberg auf und macht „Mucke für den Kiez“. **FM**



**my home 2
maurice börner
9. Klasse**

Ich bin mit sechs oder sieben von zu Hause weggezogen. Ich habe mit meiner Mutter und ein paar Geschwistern in Münsterland gewohnt. Von dort aus bin ich dann erst mal in ein Mädchenheim gebracht worden. Dann kam ich in das richtige Heim. Nach zweieinhalb Jahren wurden ich und mein kleiner Bruder von Pflegeeltern aufgenommen. Nach vier Jahren habe ich das nicht mehr ausgehalten. Ich bin freiwillig in eine Jugend-WG gezogen. Von dieser WG bin ich dann wieder zu meiner Mutter gegangen, weil ich gedacht habe, dort hätte ich mehr Freiheiten. Hatte ich ja dann auch. Ich bin gerade dabei viele meiner selbst geschriebenen Rap-Texte wegzuschmeißen. Ich will damit komplett neuanfangen. Ich wünsch mir einen Neuanfang/ Kann mir meine Wünsche erfüllen, wie der Weihnachtsmann. Sieben Jahre war der Junge von zu Hause weg / Ein kleiner Junge, von klein an im tiefsten Dreck. Mein Leben war von Anfang an ver-kackt / Sieben Jahren nichts von seinen Eltern gehabt. Heute schnappt er das Mic, damit er drüber rappt / Seine Gefühle raus-lässt bei diesem Track .

Ein kleiner Junge, seine Gedanken kalt / Er sagt, was er denkt, heute kennt er keinen Halt. Dieser Junge mit Aggressionen, es hat keiner geschallt / Heute schnappt er sich das Mic und rappt es euch halt. Er war grade vier, fing schon an zu klauen / Wenn nicht, hätte ihn sein großer Bruder verhauen. Geld, Süßigkeiten, sogar Zigaretten / Nie war im Kühlschrank irgendetwas zu fressen **DOG**

Als die Synagogen brannten

Vor 70 Jahren, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, brannten in Deutschland Synagogen, wurden die Schaufenster jüdischer Geschäfte zertrümmert und Wohnungen der Juden demoliert.

Viele Kinder und Jugendliche aus „Schulen ohne Rassismus – Schulen mit Courage“ haben in diesen Tagen dieser Barbarei der Generation ihrer Großväter und Urgroßväter gedacht.

Zum Beispiel im unterfränkischen Karlstadt. „Die Karlstädter Juden unter dem Hakenkreuz“ lautet der Titel des Stücks der Theatergruppe des Johann-Schöner-Gymnasiums in Erinnerung an das Judenpogrom in ihrer Heimatstadt.

Mit dem Stück möchte die Gruppe an das Pogrom erinnern und aufzeigen, wohnen Rassenwahn und Rassenhass führen können.

Die Aufführungen finden am 16. November (Premiere), 24. November und 4. Dezember jeweils um 19.30 Uhr in der Aula des JSG Karlstadt statt. Der Abend ist Ergebnis der Arbeit der Projektgruppe „Schule ohne Rassismus“.



my home 3 erdal erdogan 10. Klasse

Ich bin 17 und wohne in Mülheim, seitdem ich fünf oder sechs Jahre alt bin. Hier bin ich großgeworden, das hier ist meine kleine Welt. Ich kann mich von hier nicht trennen, obwohl ich weiß, dass es ein heißes Pflaster ist. Ich weiß noch genau, als ich das erste Mal allein rausgehen durfte. Da waren zwei 18-Jährige am Spielplatz. Ich war fröhlich am Hin- und Herschaukeln. Da kamen die, haben mich von der Schaukel geschubst und haben Ärger gemacht. Ich wurde geschlagen. Meine Finger wurden gebrochen – sie sind jetzt schon elastisch. Ich hab hier vieles durchgemacht. Später, wenn ich zum Beispiel Papa werde, versuche ich natürlich in eine bessere Gegend zu ziehen, damit ich meinem Kind mehr bieten kann und es nicht so viel Scheiße mitkriegt.

Mein Vater versucht ab und zu mit mir Türkisch zu reden, damit ich meine eigentliche Sprache nicht vergesse. Aber ich rede mehr Deutsch. In der Türkei bin ich ein Ausländer, hier bin ich ein Ausländer. Ich bin hier großgeworden, obwohl ich selber weiß, dass ich nicht deutsch bin. Ich bin Türke, und ich kenne die Türkei nicht, ich kenne nur Deutschland. Irgendwie neigt man natürlich mehr dazu, deutsch zu sein. Man kennt ja nichts anderes. Man ist in einem Land großgeworden, in dem man, sozusagen in Anführungsstrichen, fremd ist. **DOG**

Ethik-Notrufe im Gruschelnetz: Kein Anschluss unter dieser Nummer

Q-rage hat die Ethikregeln der Jugendnetzwerke SchülerVZ, Facebook und Wer-kennst-wen einem Selbstversuch unterzogen: Zwei von drei Portalen reagieren nicht auf Mobbinganzeigen. Brauchen wir eine Netzpolizei für Kennenlernportale?



ILLUSTRATION PETER O. ZIERLEIN

Es hat beinahe gekracht. Der 16-jährige Stefan hat Udo bedroht. Die beiden Schüler sind grundverschieden. Udo ist ein fleißiger Typ, der Zahlen liebt und seine Hausaufgaben mit Freude macht. Er sieht sich schon als Naturwissenschaftler. Stefan hingegen bezeichnet sich als faule Sau. Er guckt lieber ins Bierglas als in die Mathebücher. „Du Streber, du kannst was erleben“, droht Stefan. Und versucht auch andere Leute gegen Udo aufzuhetzen. Udo weiß nicht mehr ein noch aus. Er ist eingeschüchtert, er hat Angst – er verkriecht sich.

Der Konflikt zwischen den beiden Jungs findet gar nicht in der realen Welt statt, sondern er ist virtuell. Der Angreifer schickt seine Drohungen per E-Mail. Er hinterlässt Nachrichten auf der Seite von Udo. Ja, er gründet sogar Gruppen, um Udo zusammen mit anderen zu schmähen. Er macht Udo damit das Leben zur Hölle. Für ihn ist die Angst vor Stefan sehr real.

Der Zoff zwischen Udo und Stefan ist nichts Besonderes unter Jugendlichen. Das Netz verführt nicht nur zum Gruscheln, sondern auch zum Beleidigen. In den sozialen Netzwerken der Kennenlernportale wie SchülerVZ, Wer-kennst-wen oder Facebook wird gegrüßt und gekuschelt – und ganz schnell auch

psychische Gewalt angewendet. „Hierbei entsteht für die Opfer eine völlig veränderte Situation“, sagte Thomas Jäger von Vistop jüngst. „Während Demütigungen früher vor einer eher kleinen Gruppe stattfanden, kann diese jetzt bei YouTube Tausende umfassen.“ Vistop ist ein Online-Trainingsprojekt gegen Gewalt in Schulen.

„Wir verfolgen Beschwerden binnen eines Tages“, heißt es, nachdem 14 Tage nichts passiert war

Um der Angstmacherei im Netz vorzubeugen, tun die Kennenlernportale etwas. Sie haben Verhaltensrichtlinien festgelegt, an die sich die User halten sollen. Auch die beliebten Internetportale in Deutschland, SchülerVZ (10 Millionen Mitglieder), Wer-kennst-wen (2,8 Millionen) oder Facebook (1,3 Millionen) haben so einen Kodex. Er bedeutet kurz gesagt: „Respektiere deine Mitnutzer.“

Doch die besten Regeln helfen nichts, wenn die Betreiber der Gruschelnetze ihre Einhaltung nicht über-

prüfen. *Q-rage* hat daher die Kontrollmechanismen untersucht – unter Aufsicht des renommierten Chaos Computer Clubs. In einem Selbstversuch haben junge Redakteure der größten deutschen Schülerzeitung *Q-rage* getestet, ob die Kennenlernportale ihre Kodexe überwachen. Das Ergebnis kann den Jugendnetzeten, in denen Millionen von Teenies ihre Nachrichten tauschen, nicht schmeicheln. Zwei von drei führenden Portalen reagieren nicht oder spät auf Beschwerden.

„Der Ethikodex ist unser höchstes Gut. Er schafft Vertrauen für unsere Nutzer.“ So sagt es Karin Rothgänger, die Sprecherin des Portals Wer-kennst-wen, zu *Q-rage*. Doch die Realität ist eine ganz andere. Die von *Q-rage* erfundenen Nutzer wenden sich an die Kodexwächter von Wer-kennst-wen, um Hilfe gegen Angriffe zu erbitten. Doch es passiert nichts. Es vergehen zwei Tage, drei, eine ganze Woche verstreicht ohne Hilfe. Selbst nach 13 Tagen hat Udo noch keine Antwort darauf, wie er sich gegen den Wer-kennst-wen-User Stefan schützen soll. Hier scheint das Internet wirklich so zu sein, wie viele es fürchten: anonym und rechtsfrei.

Dabei betreibt Wer-kennst-wen eine ganz andere Kodexpolitik – laut Rothgänger. „Wir haben eine eigene Taskforce gegen Mobbing eingerichtet.

Sie versucht so schnell wie möglich, Beschwerden von Nutzern nachzugehen.“ Was heißt so schnell wie möglich? „Am besten binnen eines Tages“, sagt die Sprecherin. Tatsächlich kommt die Portalpolizei von Wer-kennst-wen ganz fix – nachdem die *Q-rage*-Redakteure die Pressestelle von Wer-kennst-wen angerufen hatten. Normalen Nutzern steht dieser Weg nicht offen.

Q-rage hatte zwei Szenarien für die Portale entworfen. Darin geraten jeweils Nutzer aneinander. Stefan, der Proll, macht Udo an, weil er ihn für einen Streber hält. Und Heiner attackiert Patrick wegen seiner Homosexualität, die er offen im Internet auslebt. Heiner macht sich zunächst über Patrick lustig, bedroht ihn später sogar. Die entstehenden Konflikte verstoßen eindeutig gegen die Verhaltensvorschriften.

Das war auch ein Fall für die Ethikwächter von SchülerVZ. Auf der Seite gibt es eine Meldefunktion, die Patrick nutzt, um die Mobbingattacke von Heiner anzuzeigen. Keine zwei Tage dauert es, da wird das Profilbild von Heiner entfernt – es stellte ein Hakenkreuz dar.

Auch auf die Schmähungen des Bierprolls Stefan gegen Streber-Udo reagiert SchülerVZ schnell. Die Kodexwächter raten Udo, die Attacken von Stefan einfach zu ignorieren. Udo reicht das aber nicht. Er wendet sich ein zweites Mal an SchülerVZ und weist auf die Gruppen hin, die Stefan gegründet hat, um ihn bloßzustellen. Wieder ist die Mobbingpolizei von SchülerVZ schnell. Schon wenige Stunden nach der Anzeige findet Stefan eine Benachrichtigung über seine Löschung im SchülerVZ. Er darf sich wieder anmelden, wird ihm mitgeteilt – wenn er sich vorher klar zu dem Verhaltenskodex bekennt. SchülerVZ schneidet im *Q-rage*-Test also gut ab. Cybermobbing hat bei SchülerVZ fast keine Chance!

Und wie schlägt sich Facebook, das amerikanische Vorbild von SchülerVZ? Immerhin war Facebook-Gründer Mark Zuckerberg (24) gerade in Deutschland, um Werbung für das weltweit prominenteste Jugendportal zu machen (weltweit 110 Millionen Nutzer). Bei Facebook sieht die Welt ganz anders aus. Zunächst ist es viel schwerer als bei SchülerVZ und Wer-kennst-wen, sich fremde Profile anzuschauen. Will man dies tun, braucht man zunächst eine Bestätigung des Nutzers. Das macht es potenziellen Mobbern erst mal schwerer.

Hat man allerdings jemandem erlaubt, das eigene Profil und die Pinnwand anzusehen, hat man sich preisgegeben. Verletzt nun jemand den Kodex, verwehrt Facebook einem die Möglichkeit, ihn zu melden. Und bei Facebook bliebe man sogar als Jungredakteur ohne Hilfe. Auch auf unser mehrmaliges Anklopfen bei der Pressestelle pasierte – gar nichts.

Unser Test zeigt: Die Verhaltensvorschriften bei den Portalen sind gut gemeint. Damit sie aber nicht ohne Kontrolle und schnelle Konsequenzen ein frommer Wunsch bleiben, müssen die User aktiv gegen Mobbing vorgehen. **SG, PM**

Radio Q-rage berichtet live aus Berlin-Kreuzberg



Radio Q-rage war wieder live auf Sendung. Diesmal produzierten Schülerinnen und Schüler aus Berlin und Brandenburg eine Magazinsendung aus Kreuzberg zum Thema: „Der Wrangelkiez zwischen Himmel und Hölle?!“.



Die meisten von ihnen waren zuvor nur selten oder noch nie in Kreuzberg. Sie überprüften die Klischees über den Stadtteil. Stimmt es, dass es viel Gewalt gibt? Ist es gefährlich auf den Straßen? Oder gibt es auch Gutes aus Kreuzberg zu berichten?



FOTOS: METIN YILMAZ

Das Ergebnis der Recherche könnt ihr euch unter www.schule-ohne-rassismus.org/radio-q-rage.html anhören. **DOG**

Gemobbt, gefilmt und hochgeladen

Es gehört fast zum Schulalltag, Lehrer zweimal zu mobben – im Klassenzimmer und auf YouTube. Können Seiten mit anonymer, aber konstruktiver Lehrerkritik ein Ventil sein, um die schlimmen Auswüchse zu lindern?

Erna S. erlebte ihren Albtraum gleich zweimal. Erst in Realzeit. Sie steht vor ihrer Klasse, und die Schüler bewerfen sie mit Kreide und Papierkugeln. Die Geschichtslehrerin bittet die Kinder aufzuhören, sie schreit, sie brüllt. Sie droht, die Polizei zu holen. Aber die lachen nur darüber. Sie zieht weiter mit Kreidestücken auf ihrer Lehrerin.

Die Szene ist für Erna S. grausam genug. Wenn sie aber will, kann sie den Moment noch einmal erleben. Denn das Video ihrer Demütigung steht im Netz – und verdoppelt das Leid. Mobbing live und per Handykamera.

Lehrer leiden unter solchen Mobbingvideos im Internet. Vielen ist überhaupt nicht bewusst, dass Lehrermobbing im Netz zum Alltag in Deutschland geworden ist. Experten meinen jedoch, dass es für Lehrer einen Ausweg geben könnte – indem man über kontrollierte Seiten der Lehrerkritik von Schülern ein Ventil gibt.

Derzeit sieht die Realität im Netz jedoch ganz anders aus. In einem Online-Single-Chat tut ein Lehrer seine Vorliebe für Kinder mit langen blonden Haaren kund – unter vollem Namen.

„Ich habe Angst mit Lehrern über Mobbing zu reden – Wunden könnten aufreißen“

Der Lehrer einer kirchlichen Mädchenschule hatte sich natürlich nicht selbst angemeldet. Seine Schüler hatten in der Klasse Geld gesammelt, um ein Benutzerprofil im Single-Chat anzulegen. In einer anderen Schule kopierten Schüler Bilder von Lehrern in Pornovideos hinein. Und die waren nicht nur im Internet zu bestaunen, sondern auch auf dem Schulhof. Schüler ließen sie von Handy zu Handy wandern.

Lehrer sind solchen Übergriffen ihrer Schüler hilflos ausgeliefert. Erstens, weil das Netzmobbing anonym erfolgt, wie Marianne Demmer, zweite Vorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, im *Q-rage*-In-

terview sagt (*siehe unten*). Zweitens verhalten sich Lehrer bei Angriffen oft nach einem bestimmten Muster, wie eine Schulseelsorgerin aus Frankfurt *Q-rage* berichtet. Die Opfer verschweigen die erlebten Demütigungen aus Scham – und stehen mit ihrem Problem dann ganz allein da. „Die Schwierigkeit für Lehrer besteht oft darin, sich einzustellen: ‚Ich habe ein Problem‘“, sagt die Seelsorgerin. Ein bestimmtes Opferprofil gebe es nicht: Jung oder Alt, Mann oder Frau – jeder sei bedroht. Mit Lehrern solche Fälle aufzuarbeiten, sei nicht einfach. „Ich habe immer Angst, mit Lehrern, die eine Mobbinggeschichte hinter sich haben, zu reden“, erzählt die Lehrer-Seelsorgerin. „Es könnte alte Wunden wieder aufreißen.“

Mobbing gegen Lehrer hat Muster. Häufiges Ziel ist es, den Stress zu erhöhen, sie fertigzumachen oder so weit zu provozieren, dass sie ausrasten. Es kommt oft auch zu verbalen Beleidigungen und Bedrohungen, die bis vor die Haustür reichen können. „Wir brechen dir die Beine“, sprühten Schüler einem Lehrer an die Garage, berichtet die Schulseelsorgerin aus Frankfurt.

Experten meinen, dass es jedoch eine Chance auf Verbesserung geben kann – über einen Umweg. Das Portal *spickmich.de* ist eine Plattform, auf der Schüler ihre Lehrer kritisieren können – auf faire Art. „Denkt bei der Benotung an das, was ihr selbst von euren Lehrern erwartet“, fordern die Regeln der Seite. „Denkt daran, dass es auch im Internet keine Anonymität und Rechtsfreiheit gibt.“ Allerdings benutzen zurzeit viele Schüler auch dieses Instrument gern zu unfairer Lehrerkritik. Sie nutzen die Lehrerbenotung, um Rache an ihnen zu üben.

Daher fordert Marianne Demmer, das Instrument weiterzuentwickeln – sonst mache es keinen Sinn. Die Schulpexpertin der GEW will die Kritikseiten zum Teil aus der Anonymität herausheben. Dies kann erreicht werden, erstens, indem die jeweilige Kritikseite konkret auf einzelne Schulen bezogen sei. Und zweitens, wenn sie Teil einer systematischen Kritik- und Rückmeldestrategie der Schule wird – in die auch Lehrerinnen und Lehrer selbst Kriterien einbringen können.

Die Hoffnung mancher besteht darin, dass *spickmich.de* auf diese Art



ILLUSTRATION PETER O. ZIERLEIN

Spott-Leid. Schluss damit! „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ startet eine Kampagne gegen Mobbing. Macht mit! Das Plakat könnt ihr bestellen. Und so

geht's: 1,45 Euro in Briefmarken an uns schicken und mitteilen, wie viele Exemplare (max. 10) ihr braucht. Unsere Adresse findet ihr auf Seite 12

einer fairen Plattform wird. Weil zugelassene Seiten für Lehrerkritik den anonymen Schmähsseiten das Wasser abgraben. Zurzeit sind viele der benoteten Lehrer noch sauer auf *spickmich.de*.

Manche wollen das Portal am liebsten verbieten lassen.

Dennoch sollten sich die Pädagogen immer auch den Unterschied vor Augen halten: Auf *Spickmich* benoten

Schüler ihre Lehrer – allerdings mit einer insgesamt passablen Durchschnittsnote von 2,9. Bei YouTube dagegen werden Lehrer oft aufs Übelste herabgewürdigt. **LL, TH, TS, SB**

Cybermobbing: Interview mit Marianne Demmer, zweite GEW-Vorsitzende

„Schüler müssen Lehrer anonym kritisieren können“

Q-rage: Frau Demmer, wie stark ist es verbreitet, dass Lehrer im Internet beleidigt und gemobbt werden?

Marianne Demmer: Etwa 8 Prozent der Lehrerinnen und Lehrer sind direkt betroffen, das sind etwa 80.000 Personen. So sagt es eine Studie aus, die wir in Auftrag gegeben haben.

Wie geht dieses Cybermobbing?
Die häufigste Form sieht so aus, dass die Schüler ihre Lehrer mit Textnachrichten schmähen – sie machen das über E-Mail, Mobiltelefon oder Internet. Besonders schlimm ist die virtuelle Verbreitung von Videos und Filmaufnahmen, in denen Lehrer beschimpft, verleumdet und bedroht werden. Teilweise werden sogar brutale Gewalthandlungen an Lehrern simuliert.

Ist das virtuelle Mobbing im Internet schlimmer als das „reale“ im Klassenzimmer?

Internetmobbing ist insofern schlimmer, weil es über das Netz eine riesige Verbreitung hat. Es ist zudem anonym – das heißt die Betroffenen können sich schlecht dagegen wehren.

Wie gehen Lehrer damit um?

Sehr unterschiedlich. Häufige Reaktionen sind Wut, Verärgerung, Verunsicherung, Angst, Isolation. Manche lässt es auch kalt. Manchmal sind Belastung und Kränkung so groß, dass es zu körperlichen Beschwerden kommt oder eine psychiatrische Behandlung notwendig wird. In vereinzelt Fällen werden Betroffene sogar dienstunfähig oder sie versuchen, die Schule zu wechseln.

Kann spickmich.de die Lehrerkritik im Internet zivilisieren?

Ich glaube nicht, dass Cybermobbing wegen *Spickmich* abnimmt. Kritik an Privatpersonen gehört nicht ins Internet. Schülerinnen und Schüler wollen ja vermutlich auch nicht von ihren Lehrerinnen und Lehrern in aller Öffentlichkeit kritisiert oder bewertet werden.

Immerhin können Schüler dort ihren Frust loswerden. Sie können auf faire Art ihren Lehrer Kritik entgegenbringen. Könnte Spickmich zu so einer fairen Plattform werden?

Ich befürworte entschieden eine faire und konstruktive Feedbackkultur. Für

mich ist es ein wichtiges Bildungsziel, dass SchülerInnen lernen, Kritik direkt zu äußern. Sie müssen aber auch die Möglichkeit haben, dies anonym zu tun.

Das heißt, sie würden ein Kritikportal befürworten?

Nein, ich befürworte kein allgemeines Kritikportal. Für das Befragen und Auswerten ist es natürlich sinnvoll, auch die neuen Informationstechnologien zu nutzen. Aber *Spickmich* ist weder eine „faire Plattform“ noch für konstruktives Feedback geeignet. Wenn es nicht nur beim „Frust loswerden“ bleiben soll, dann muss das innerhalb der Schule beziehungsweise innerhalb der Klasse organisiert werden. Dann lässt sich Kritik auf konkrete Themenfelder beziehen – etwa das Schul- und Klassenklima, die Schüler-Lehrer-Beziehung oder den Unterricht. Allerdings müssen sich alle Beteiligten auf Ziele und Fragen einigen, die sie interessieren – d. h. auch die Lehrer selbst müssen sich da einbringen können. Was keinen Sinn macht, ist irgendwo im Internet bekanntzugeben, wie „cool und witzig“ man einen Lehrer findet oder wie

„vorbildlich“ sein Auftreten ist. Das mag als Impuls ganz interessant sein, trägt aber zur konkreten Weiterentwicklung des Schulklimas nichts bei.

Sie sagen, dass Spickmich nur als Plattform, die auf die Einzelschule bezogen ist, Sinn macht. Warum?

Nein, das sage ich nicht. Ich sage, dass es Sinn macht, wenn Schulen sich mit Hilfe des Internets eigene Feedback-Plattformen schaffen. Ich würde mich als Schule jedoch nicht auf fremde Plattformen begeben, wo ich nicht kontrollieren kann, was mit den Daten geschieht.

Unternimmt Spickmich genug gegen die lehrerfeindlichen Gruppen im Netz?

Soweit ich das beurteilen kann, bemühen sich die *Spickmich*-Macher, Verunglimpfungen und Beleidigungen zeitnah abzustellen. Das tun sie auch im eigenen Interesse, weil sie als Plattformbetreiber dazu verpflichtet sind. Dass *Spickmich* generell gegen lehrerfeindliche Gruppen im Netz vorgeht, ist mir nicht bekannt. **LL, TH, TS**



my home 4
peta-gay
robinson
9. klasse

Ich bin hier in Deutschland geblieben, weil ich mir einen Traum erfüllen wollte. Meine Großmutter soll ein großes Haus bekommen und dass alle, für die sie ihre Zeit geopfert hat, für sie arbeiten. All diese Kinder, die niemals dankbar waren, für das, was sie getan hat. Das ist mein großer Traum: ihr ein wunderschönes Haus mit Personal zu bieten. Mein Wunsch ist es, einen guten Job zu kriegen, um ihr das zu bieten. Da kommt nur ein Job in Frage: Flugbegleiterin! **DOG**

Politisch motivierte Kriminalität

Im Jahre 2007 registrierte die Polizei laut Verfassungsschutzbericht deutschlandweit 17.176 Straftaten als „politisch motivierte Kriminalität – rechts“. Damit verharrt die Zahl der Delikte auf dem hohen Niveau der Vorjahre. Als „politisch motivierte Kriminalität – links“ wurden 2.765 Straftaten registriert. Ausländern rechnete die Polizei 747 „politisch motivierte“ Straftaten zu. 1.456 der rechts motivierten Straftaten wurden in Berlin verübt. Mit 194 Delikten führt der Multikulti-Bezirk Neukölln die Statistik an. Neukölln ist allerdings auch der bevölkerungsreichste Bezirk. Lichtenberg folgt nach Tempelhof und Berlin-Mitte auf Platz vier mit 155 Delikten. Gewalttätige Übergriffe passieren in der Regel an unübersichtlichen Verkehrsknotenpunkten wie dem Bahnhof Lichtenberg und werden laut Berliner Verfassungsschutzbericht vor allem von männlichen Personen im Alter von 14 bis 24 Jahren verübt.



Ätsch, nix mit rechten Sprüchen. „Ich bin auch die Stadt“ heißt das 56 Meter lange Wandbild von Jugendlichen am Bahnhof Lichtenberg FOTO: METIN YILMAZ

Tatort Weitlingstraße – ein Naziviertel wird renoviert

Seit 20 Jahren gilt die Weitlingstraße in Berlin-Lichtenberg als Hochburg der Nazis. Nicht ohne Grund, gerade für Ausländer kann es hier gefährlich werden. Aber die Anwohner wehren sich, darunter viele Jugendliche

Der Laden ist klein, die Regale dicht gefüllt, jeder Platz genutzt und mit Kisten und Säcken bestapelt. Über der Tür hängt ein Spiegel, durch den kann sie alles beobachten, was vor ihrem Laden geschieht. Und trotzdem, wenn geklagt wird, sagt sie schon lange nichts mehr. „Beschwere ich mich, rufen die Scheißkanake oder verdammte Ausländer, geht hin, wo ihr herkommt. Ich habe mich schon fast daran gewöhnt.“

Sibel Yücel blickt auf den Boden, ihr Lächeln weicht einem ernsten Ausdruck. Sie ist klein, hat lange schwarze Haare und trägt eine große Brille. Zusammen mit ihrem Mann betreibt sie seit einigen Jahren Lebensmittelläden in verschiedenen Berliner Bezirken. „So schlimm wie hier ist es nirgends“, murmelt sie.

Hier in der Weitlingstraße, im Berliner Bezirk Lichtenberg, im Ostteil der Stadt. Das Altbauviertel im südlichen Lichtenberg grenzt an den Szenebezirk Friedrichshain, nördlich der Weitlingstraße ziehen sich helle Betonsiedlungen bis zur Stadtgrenze. Lichtenberg ist den Berlinern bekannt als rechte Ecke, und das nicht erst seitdem die Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NPD) vor zwei Jahren ins Bezirksparlament eingezogen ist. Seinen schlechten Ruf verdankt der Bezirk auch der Weitlingstraße, die vom Bahnhof Lichtenberg schnurgerade in den Kiez führt.

Immer wieder taucht der Straßennamen in den Schlagzeilen auf: wegen Angriffen auf türkische Imbissbudenbesitzer und türkischstämmige Politiker. Nazis prügeln vor zwei Jahren auch auf Sibel Yücel's Mann ein, Unbekannte beschmierten im Frühjahr ihre Auslagen mit Hundekot.

„Plötzlich stand ein Bewaffneter vor mir“

Wer wissen will, warum sich die rechtsextreme Szene ausgerechnet in der Weitlingstraße trifft, muss bis zum

Drehkreuz im Osten Berlins

Der Weitlingkiez liegt im Südwesten des Bezirks Berlin-Lichtenberg und ist ein typisches Altbauviertel. Er ist zwar nur ein kleiner Teil des weitläufigen Bezirks, mit 5.500 Einwohnern aber immerhin so groß wie eine Kleinstadt. Zentrum des Kiezes ist der Bahnhof Lichtenberg. Er ist örtlicher Verkehrsknotenpunkt mit wichtigen S- und U-Bahnlinien, die den Ostteil Berlins mit dem Zentrum verbinden.

Ende der Straße und fast 20 Jahre zurückgehen. Im Jahr 1989 bezieht die erste rechte Partei der DDR, die „Nationale Alternative“ ihr Büro in der Weitlingstraße 122. Im März 1990 besetzen die Neonazis das gesamte Haus. Etwa hundert Neonazis aus Ost und West versuchen die Weitlingstraße zum Geburtsort einer neuen großen nationalsozialistischen Partei zu machen. Die linke Szene demonstrierte dagegen an.

Die Polizei forderte Bewohner der Straße wegen der zahlreichen Straßenschlachten auf, vorübergehend ihre Wohnung zu räumen, berichtet die ehemalige Anwohnerin Bärbel Schmidt*. Sie selbst geriet zwischen die Fronten, als die rechte Szene im April 1990 weitere Häuser besetzte. „Ich war mit dem Kinderwagen unterwegs, um Suppengrün zu holen, als mir ein schwer bewaffneter und verummelter Mann den Weg versperrte.“ Es war ein Beamter des Sonderinsatzkommandos, das das Gebäude nach Waffen durchsuchte. Das Kommando nahm 19 Personen der

rechtsextremen Szene fest. Ende des Jahres räumte die Polizei die Häuser. Auch Frau Schmidt verließ den Kiez.

Bunte Graffiti gegen das braune Image

Die Bewohner und Politiker in Lichtenberg sind sich des schlechten Rufs ihres Stadtteils bewusst. Es gibt inzwischen zahlreiche Initiativen und Projekte gegen Rechts.

Fast am Ende der Straße, wo der Mythos seinen Anfang nahm, gründete Migrantinnen 2004 ein interkulturelles Bildungszentrum und Bürgercafé. Kurz nach der Eröffnung landete nachts eine Farbbombe auf der Fassade. Seitdem ist nichts mehr passiert.

Still geworden ist es auch in der berühmten Kneipe „Kiste“. Das Lokal war jahrelang ein Treffpunkt der Neonazis, die mit steigendem Alkoholpegel Passanten anpöbelten und Schaufenster einschlugen. Der Bezirk, Anwohner und Gewerbetreibende haben sich erfolgreich dafür eingesetzt, dass die „Kiste“ geschlossen wurde.

Direkt am Bahnhof Lichtenberg steht das bunteste und jüngste Projekt. Eine große Mauer zwischen dem Stadtplatz und den Gleisen war bis vor kurzem noch mit rechten Sprüchen und Symbolen besprüht. Jetzt haben Schüler des Kiezes ein eigenes Graffiti an die Wand gesprüht.

Es verwundert nicht, dass es Schüler sind, die das Projekt ins Leben gerufen haben. In Lichtenberg gibt es die größte Dichte von „Schulen ohne Rassismus“ in ganz Berlin. Fünf sind es bereits. Eine ist die Manfred-von-Ardenne-Schule. Die Schüler erarbeiteten sich die Auszeichnung unter anderem mit einem großen Antirassismus-Tag, den sie im Frühjahr 2008 veranstalteten. Lutz von der Projekt-AG „Schule ohne Rassismus“ bringt es auf den Punkt: „Der Titel ist eine große Ehre für uns, aber auch eine Verpflichtung. Wir müssen jetzt so weitermachen.“

Um die zahlreichen Aktivitäten von Schülern, Bürgern und Ladenbesitzern zu bündeln, hat der Bezirk 2007 einen extra Mitarbeiter eingestellt. Andreas Wächter leitet die Koordinationsstelle gegen Rechtsextremismus. Er hat sein Büro in einem flachen Plattenbau unweit der Weitlingstraße. Wächter,

um die 30, ist in Lichtenberg aufgewachsen. Im Kiez ist er bekannt, den Rechten sowieso, aber auch vielen Anwohnern. Für diese organisiert er Stadtsparziergänge und weist sie auf rechtsradikale Aufkleber und Schmierereien hin.

„Hier, meine Sammlung.“ Wächter packt einen dicken Ordner auf den kleinen Glastisch, an dem er Besucher empfängt. Darin sind hunderte Aufkleber, die er gesammelt hat oder die ihm Leute zugeschickt haben. Manche sind auf den ersten Blick nicht als rechtsextrem erkennbar: „Kapitalismus zerschlagen“ steht auf einem, dahinter weht eine Antifa-Fahne aber in die verkehrte Richtung. „Die Nazis sind vorsichtiger geworden, sie verhalten sich unauffälliger“, sagt Wächter.

Dem Anschein nach: „Alles ruhig“

Verschwunden sind die Rechten nicht. Erst im Oktober durchsuchte die Polizei in ganz Deutschland Büros der rechtsextremen „Heimatreturen Deutschen Jugend“, eines davon im Lichtenberger Weitlingkiez.

Läuft man die Weitlingstraße heute entlang, sieht man eine Einkaufsstraße mit frisch renovierten Fassaden, kleinen Betrieben und Restaurants. Die Inhaber sind Italiener, Inder, Chinesen, Türken.

Sie berichten von unterschiedlichen Erfahrungen. „Alles ruhig hier“, erzählt der Verkäufer in der Bäckerei Ezgi am Ende der Weitlingstraße. Man sieht sich des schlechten Rufs bewusst, selbst aber nie in Konflikte geraten. Beim Betreten des Restaurants Bombay stürmt einem der Betreiber mit einem freundlichen Lächeln entgegen. „Nie Probleme, alles normal.“

Diese Aussage hört man bis zum S-Bahnhof. Dieser ist nach wie vor ein Brennpunkt für rassistische Übergriffe. Hier befindet sich der türkische Lebensmittelladen von Sibel Yücel. „In unserer Ecke ist es für Ausländer weiterhin sehr schwer“, sagt sie. Sie hat bereits versucht, ihren Laden zu verkaufen und ihn in Zeitungen annonciert. „Doch wenn Interessenten anrufen und Weitlingstraße hören, legen sie sofort auf.“ **LN, RK, LS**

*Name geändert



my home 5 jessica odenthal 10. Klasse

Wenn wir jetzt da langgehen, dann ist da so ein Innenhof. Da habe ich immer als kleines Kind gespielt. Und da vorne ist dann direkt meine Grundschule gewesen. Die Zeit vermisst man schon irgendwo. Viele sagen, Chorweiler ist assi, viele aus Chorweiler sagen, Mülheim ist assi. Ich wohne in Mülheim, ich würd sagen, Mülheim ist nicht so assi wie Chorweiler. Aber das sage ich, weil ich in Mülheim wohne. Ich denke, ich werde nie aus Köln wegziehen, und Mülheim ist da, wo ich großgeworden bin. Mülheim bleibt Mülheim für mich. Da kann kommen, was will. Okay, wenn ich dann irgendwann Geld habe und nach Spanien ziehe – dann tschüß, auf Wiedersehen. Ich habe damals mit elf Jahren Schläge kassiert, von einem Mädchen, das gesagt hat, dass ich angeblich zu ihr „Schlampe“ gesagt habe, obwohl ich sie gar nicht kannte. Sie hat einen Grund gesucht. Ja, dann habe ich aufs Maul bekommen; was heißt aufs Maul?? Sie hat mir die Haare gerupft und mir das Knie in die Fresse gehauen. So! Daraus habe ich gelernt: Ich habe mich nicht gewehrt. Damit ist Schluss. Ich habe mir dann gesagt: „Jetzt wehrst du dich!“ Seit dem habe ich mich gewehrt und auch manchmal angefangen. Wenn jemand ausholt und anfängt, dann ist es klar: zurückschlagen! Du kannst dich ja nicht schlagen lassen. **DOG**

Du bist, was du isst: Machen Negerküsse zum Rassisten?

Pro „Negerkuss“ Nur weil man Negerküsse kauft, ist man noch lange kein Rassist. Die Entstehung unserer Sprache reicht bis zu den Anfängen der Menschheit zurück. Die Sprache ist ein Spiegel der Geschichte, und die einzelnen Wörter sind ein Stück unserer Kultur. Im Guten wie im Schlechten. Jedes Mal, wenn wir ein Wort aus unserem Sprachschatz streichen, wird nicht nur ein Wort gelöscht, sondern immer auch das Stück Geschichte, das ihm innewohnt.

Vor einigen Jahren war der Negerkuss einfach ein Negerkuss, und jeder wusste, was gemeint war. Doch in Zeiten von Hungersnöten, Kriegen und Armut in Afrika fühlen wir uns mitschuldig an den Verbrechen der Kolonialzeit oder lassen uns Schuldgefühle machen. Das alles geht nicht spurlos an unserer Sprache vorbei. Im Prozess der Political Correctness wurde der Negerkuss zum Schoko- oder Schaumkuss.

Aus der deutschen Sprache werden heute überwiegend Wörter verbannt, die aus der Zeit des Nationalsozialismus und der Kolonialzeit stammen. Die westlichen Kolonialherren, darunter auch Deutschland, beuteten die Rohstoffe der besetzten Territorien aus, unterdrückten die heimische Bevölkerung und zerstörten ihre Kultur. Doch nur weil aus dem Negerkuss ein Schokokuss geworden ist, wird dieser Teil der deutschen und der europäischen Geschichte nicht rückgängig gemacht. Ebenso wenig verschwinden damit rassistische Auffassungen.

Wörter aus der Kolonialzeit sollten darum nicht einfach gelöscht werden, sondern als sprachliche Mahnmale erhalten bleiben. Und jedes Mal, wenn wir solche Begriffe benutzen, sollten wir über die Geschichte und ihre Folgen nachdenken. **CH**

Ein Stopp beim Bäcker: Vor dir in der Schlange steht ein unauffälliger Typ, der einen – „Negerkuss“ möchte. Stört dich diese Bestellung? Oder ist dir das ziemlich egal? Der sogenannte Negerkuss wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich kreiert. Hundert Jahre später gab es den aufgetürmten Zuckerschäum mit Schokoglasur auch in deutschen Konditoreien zu kaufen. Da das Wort „Neger“ heute als rassistischer Ausdruck abgelehnt wird, sagt man offiziell Schokokuss. Viele Menschen benutzen trotzdem den alten Ausdruck. Überhaupt findet man in der Lebensmittelbranche häufig bedenkliche Bezeichnungen wie Mohrenkopf oder Zigeunerschnitzel. Man geht relativ unbedarft damit um. Ein gutes Beispiel dafür ist der Longdrink „Lumumba“. Die wenigsten, die an dem Kakao-Rum-Getränk schlürfen, wissen, dass Patrice Lumumba der erste Ministerpräsident des unabhängigen Kongo war und 1961 vom Militär vermutlich mit Billigung Belgiens ermordet wurde. Auch über den Hintergrund des „Negerkusses“ wird wenig nachgedacht. Ist es in Ordnung, heute noch „Negerkuss“ zu sagen?

Contra „Negerkuss“ Wer immer noch Negerküsse kauft, ist ein Rassist. Schon seit den 70ern heißen sie nämlich Schokoküsse. Bezeichnungen wie der „Negerkuss“ oder die „Mohrenstraße“ entstanden in der Kolonialzeit. Diese koloniale Herkunft haftet den Begriffen bis heute an. Die diskriminierenden Bezeichnungen in Verbindung mit Süßigkeiten – ein bittersüßes Gemisch.

Die Begriffe wurden damals bewusst konzipiert, um Menschen anderer Hautfarbe zu erniedrigen. Sie drückten die Herrschaft weißer Eroberer aus und hoben die dunkle Hautfarbe abwertend hervor. Das „N-Wort“ hat seinen Ursprung sowohl im lateinischen Wort „niger“ als auch im spanischen „negro“ und französischen „nègre“, die alle „schwarz“ bedeuten. Damit reduziert man eine Menschengruppe auf ihre Hautfarbe. „Berliner“ oder „Mozartkugeln“ geben dagegen keine Hinweise auf die weiße Hautfarbe.

Schwarze Menschen wurden und werden dadurch entwürdigt. Der rassistische Hintergrund wird in diesen Wortzusammensetzungen nicht gemindert, sondern lediglich überdeckt. Ein weiteres Problem ist auch, dass die meisten problematischen Begriffe im Duden höchstens als „veraltet“ eingestuft werden. So ist ein Hottentotte ein „Angehöriger eines Mischvolkes in Südwestafrika“, obwohl das Wort auch heute als Beleidigung benutzt wird. Das „N-Wort“ wird im Duden ebenfalls nicht als rassistische Diskriminierung eingestuft.

Weil es „bloß“ eine Süßigkeit bezeichnet, ist es aber noch kein neutrales Wort. Die Sprache drückt aus, was wir denken, und unser Denken wird durch den Sprachgebrauch beeinflusst. Es ist deshalb fahrlässig, solche rassistisch besetzten Begriffe zu benutzen. **VR**



my home 6
fatih yildirim
10. Klasse

Ich habe immer in Mülheim gewohnt, nie woanders. Mein Opa hat früher bei Ford gearbeitet, meine Oma als Putzkraft bei der Stadt. Dann wurde mein Vater geboren. Als er klein war, sind sie wieder in die Türkei gefahren, nach drei Jahren wieder zurück. Mein Vater ist dann ab der zweiten Klasse zur Schule gegangen. Er hat da gelernt, gelernt und einen guten Abschluss gemacht. Er hat viel Geld gespart und ist dann für sechs Wochen mit seinem ersten Auto in die Türkei gefahren. Dort war er auf einer Hochzeit, wo auch meine Mutter war. Da haben sie sich kennengelernt. Auf meinem Balkon finde ich immer meine Ruhe. Hier sitze ich, wann ich will, und denke über Sachen nach. Über meine Zukunft, wenn ich Probleme habe, wie ich sie lösen kann. Beispielsweise frage ich mich, was ich in der Zukunft machen werde. Keine Ahnung: eine kleine Familie mit zwei Kindern, eine schöne Frau. Solche Sachen eben. In der Woche sitze ich ungefähr fünf Stunden hier. Ich hab mehr italienische Freunde als türkische. Was heißt hier mehr? Ich hab nur einen italienischen Freund, dem ich auch vertrauen kann. Mit dem bin ich auch auf der gleichen Schule. Der und Simone sind meine besten Freunde, die auch an schlechten Tagen zu mir halten. Ich bin da auch stolz drauf, so einen Freundeskreis zu haben. Er ist klein, aber reicht aus. **DOG**

Von innen sind wir alle gleich.



Das Motiv wurde von der Schülerin Ilona Schmidt im Kurs „Gestaltungstechnische Assistentin“ am Fritz-Henßler-Berufskolleg Dortmund entworfen

schokoküsse haben übrigens nicht an geschmack eingebüßt



Zutaten für 10 Portionen:

Kuchenglasur für den Überzug
1/2 EL Gelatine
3 Eiweiß
1200 g Zucker
10 Waffeln (Eiswaffeln oder Oblaten)

Zubereitung:

1. Die Glasur im Wasserbad erhitzen.
2. Die Gelatine im Wasserbad bei 70 auflösen.
3. Das Eiweiß mit dem Schneebesen cremig schlagen.
4. Den Zucker in 40 ml Wasser unter Umrühren kochen, bis sich eine 120 heiße (auf die Temperatur achten!) Zuckerlösung konzentriert. Gleich in den Eischnee laufen lassen und gut vermischen.

5. Die gelöste Gelatine unter Rühren dazu geben.

6. Per Hand mit dem Schneebesen kalt rühren, dabei Luft unterschlagen.

7. Die Masse für 30 bis 60 Minuten in den Kühlschrank stellen, bis sie fest ist.

8. Die kalte Schneemasse auf die Waffeln verteilen.

9. Mit der flüssigen Schokoglasur überziehen.

Themenheft: Rechte Musik und Symbolik

Immer wieder versuchen Neonazis an der Schule Fuß zu fassen. Mit ihrer Musik, mit Symbolen an der Kleidung, mit ihrer Ideologie. Die aktualisierte Neuauflage des Themenhefts „Rechte Musik und Symbole“ hilft SchülerInnen dabei, rechte Musikangebote und Zeichen zu erkennen, um erfolgreich gegen die Verbreitung rassistischer, antisemitischer und volksverhetzender Inhalte vorgehen zu können. Es liefert Informationen über die rechtsradikale



le Musikszene, ihre Ideologie, ihre Akteure und Inhalte.
1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand).
Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org

Themenheft: Sexuelle Orientierung

Das Themenheft informiert über die verschiedenen Formen der sexuellen Orientierung und sexuellen Identitäten sowie über das Coming-out. Ein Kapitel beschäftigt sich mit der Rolle der monotheistischen Religionen bei der Ablehnung von Homosexualität.

Einige beispielhafte Unterrichtsmaterialien geben Anregungen, wie das Thema im Unterricht behandelt werden kann, um Diskussionen in Gang zu setzen.



1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org

Keine Meinungsfreiheit für „Pro Köln“?

Die Vorwürfe wiegen schwer: „Rechtsstaat und Demokratie wurden verletzt!“, behauptet Markus Beisicht, Vorsitzender von „Pro Köln“, nach dem Abbruch des Antisialisierungskongresses der Rechtsextremen im September durch die Polizei. Fakt ist, „Pro Köln“ konnte die genehmigte Kundgebung an diesem Tag nicht wie geplant durchführen. Der Abbruch der Veranstaltung war jedoch keineswegs eine willkürliche Entscheidung der Polizei. Es waren 40.000 Bürger, die wiederum ihr Recht auf Meinungsfreiheit nutzten, um gegen die in ihren Augen volksverhetzenden Parolen zu demonstrieren. So entstand eine Konfrontation zweier gegensätzlicher Seiten.

Die Forderung von Beisicht, die Polizei hätte härter gegen die Gegendemonstranten vorgehen sollen, ist unverhältnismäßig. Niemand kann von der Polizei verlangen, auf Massen von Bürgern einzuprägen, die legal und friedlich ihre Meinung kundtun. Wenn Bürger von ihrem Recht Gebrauch machen, um gegen etwas rechtlich Genehmigtes vorzugehen, beschränkt sich die Rolle der Polizei darauf, für die Sicherheit der Zivilbevölkerung zu sorgen. Diese Aufgabe wurde an dem Tag der Kundgebung korrekt ausgeführt. **SR**

Die Biedermeier von „Pro Köln“ – eine Stadt enttarnt die Islamhasser

Rechtsextreme wollen den Islam ausweisen. Jugendliche setzen sich zur Wehr und sagen: Nicht mit uns!

Pro Köln“ wurde von dem ehemaligen NPD-Mitglied Manfred Rouhs gegründet. Rouhs kann auf eine langjährige Karriere in rechtsextremen Organisationen zurückblicken. Seit 2004 ist „Pro Köln“ mit fünf Mandaten im Kölner Stadtrat vertreten. Im gleichen Jahr wurden sie im Verfassungsschutzbericht Nordrhein-Westfalens unter dem „Verdacht einer rechtsextremen Bestrebung“ aufgeführt.

In ihrem Programm führt „Pro Köln“ Ziele an, die im allgemeinen Interesse jedes Bürgers liegen, zum Beispiel den Umweltschutz. Allerdings mischen sie unter diese als allgemein seriös anerkannten Ziele ausländerfeindliche Forderungen: Integrationsmaßnahmen sollten verstärkt und kriminelle Ausländer ihrer Meinung nach sofort abgeschoben werden. Dieser Mix aus unkonventionellen und extremen politischen Inhalten verhindert, dass so mancher Bürger „Pro Köln“ sofort als rechtsextreme Bewegung erkennt.

Im Jahr 2006 startete die Organisation eine Jugendoffensive. Flugblätter mit dem Titel „Deutsch ist geil“ wurden vor allem vor Kölner Schulen verteilt. „Pro Köln“ stellt auch langfristige Projekte auf die Beine. So zum Beispiel die Schülerzeitung *Objektiv*, die sie vor Schulen verteilt. Um sich gegen diese Provokation zu wehren, werden SchülerInnen aktiv. So wurde das Gymnasium in der Thusneldaalle in Köln-Deutz, in deren Nachbarschaft der Jugendbeauftragte von „Pro Köln“ wohnt, schon 2006 zu einer Schule ohne Rassismus.

Objektiv ist der Titel, doch keineswegs der Inhalt. Immer offenkundiger verbreitet „Pro Köln“ ihre extrem rechts orientierte Propaganda. Der Slogan „Lass dich nicht links – komm auf den rechten Weg“ schmückt das Titelblatt der vierten Ausgabe von *Objektiv*, die im Dezember 2007 erschienen ist.

Neben unverfänglichen Freizeittipps oder Geschichten wie „Was ist eigentlich ein schwarzes Loch?“ stehen Artikel wie zum Beispiel „Ausländische Jugendkriminalität“, „Großmoschee“ oder „Patriotismus-Welle“. In dem frei erfundenen Artikel „Jessica und Ali“ (Spiegel-online, 18. August 2006) wird die Geschichte von einem blonden Mädchen erzählt, das nachts in einer U-Bahn-Station von einem jungen Türken belästigt wird.

Ali wird als stumpfes Sexmonster dargestellt: „Oh Mann, Scheiße, Alter:



Oben: Manfred Rouhs (Mitte) von „Pro Köln“, der auf eine lange Karriere als bekennender Rechtsextremist zurückblicken kann, propagiert das Feindbild Islam. Mitte und unten: Mehr als 40.000 Bürger protestierten im September 2008 gegen die Hetze von „Pro Köln“ **FOTOS: JÖRN NEUMANN/VERSION-FOTO.DE**

Geile Braut, die einmal f****, Mann, das war geil: Ihr Arsch, die dicken Titten, die Haare, das geht ab ... Sie ist allein ... also ran, Alter, worauf wartest du noch.“ Jessica vermittelt sogleich die Moral der Geschichte: „Vielleicht hat Mutter ja doch recht, wenn sie sagt, dass viele Moslems ihren sexuellen Kohldampf auf unseren Straßen vor sich herschieben.“

Als Autorin dieses Textes wurde Martina Arnold, „Religionslehrerin an einer Schule im Ruhrgebiet“, angegeben. Finanziert wird dieses Blatt von Werbepartnern wie dem rechtsextremen Magazin *Nation 24* (Verlag Manfred Rouhs) und einer Internetfirma (Verlag Manfred Rouhs).

2007 initiierte „Pro Köln“ eine „Anwohnerinitiative“ gegen die Erweiterung des bestehenden muslimischen Gebetshauses in Köln-Ehrenfeld zu einer repräsentativen Moschee. Ihrer Meinung nach habe sich im Umfeld zahlreicher Moscheen eine gewaltbereite islamistische Parallelgesellschaft gebildet, und es würde Zeit, „endlich wirksame Maßnahmen gegen die schlechende Ausbreitung des aggressiven Islam an Rhein und Ruhr zu ergreifen“. Bis April 2007 führte „Pro Köln“ eine Unterschriftensammlung für ein Bürgerbegehren gegen den Moscheebau durch, bei der über 23.000 Unterschriften gesammelt wurden. Da von diesen Unterschriften mehr als 7.000 ungültig waren, scheiterte das Bürgerbegehren bereits am erforderlichen Quorum.

Daraufhin organisierte „Pro Köln“ am 20. September 2008 einen sogenannten Antisialisierungskongress in Köln, zu dem sich Vertreter rechtsextremster Parteien aus ganz Europa ankündigten.

Doch auch diese Aktion konnte „Pro Köln“ nicht als Erfolg abbuchen. 40.000 Gegendemonstranten, darunter viele Jugendliche, versammelten sich und protestierten auf bunte Art und Weise für Toleranz. Daraufhin wurde die Kundgebung von „Pro Köln“ aus Sicherheitsgründen von der Polizei unter sagt.

Diese Entscheidung rief in den Medien ein geteiltes Echo hervor. Während mehrere Politiker die Proteste der Bürger als Zeichen von vorbildlicher Zivilcourage lobten, äußerten sich Staatsrechtler besorgt darüber, dass die Polizei nicht in der Lage schien, die verfassungsmäßigen Rechte der Demonstranten zu schützen, die auch für Rechtsextreme gelten müssten. **SR**

was tun gegen diskriminierende sprüche?

Vierte Stunde, Geschichte. Der Lehrer betritt die Klasse: „Guten Morgen. Wir beschäftigen uns heute mit dem Dreiecksland, dem Sklavenhandel von Afrika in die Karibik. Eine von uns müsste sich da ja besonders gut auskennen.“ Dabei blickt der Lehrer deutlich in Richtung Karima, einer schwarzen Schülerin. Zwei Schülerinnen lachen. Eine von ihnen sagt laut: „Dann weiß ich ja, wer heute meine Schuhe putzt!“ Es gibt viele Möglichkeiten, auf solche eine Situation zu reagieren. Welche ist die richtige?

1. Wegschauen

Nichts geschieht, der Lehrer fährt normal mit dem Unterricht fort.

Fazit:

Wenn jemand verbal angegriffen wird, überhören dies andere gern. Das ist bequem, weil man so in keine Auseinandersetzung und in keinen Konflikt gerät. Allerdings ist das Opfer allein oft völlig hilflos, zugucken bringt also gar nichts!

2. Hilfe suchen

Karima reagiert auf das Lachen der anderen Schülerinnen und erklärt, dass dies nicht alle lustig finden. Sie wirft ihrer Freundin einen auffordernden Blick zu, diese unterstützt sie nun in ihrer Meinung. Die Lachenden hören auf, der Lehrer weiß nicht, wie er reagieren soll.

Fazit:

Sprecht eure Mitschüler und Freunde an, um von ihnen Unterstützung zu erhalten. So ist man nicht allein.

3. Mit Humor sieht die Welt ganz anders aus!

Karimas Freundin erwidert den Spruch der Lachenden: „Dann bring ich dir auch meine Schuhe vorbei!“ Die Schülerinnen lachen gemeinsam und stehen nun auf einer Seite, der Lehrer ist mit seiner Meinung isoliert.

Fazit:

Es ist immer gut, das Unerwartete zu tun. Es kann sinnvoll sein, die Situation ins Lächerliche zu ziehen. Somit hat man den

Spieß umgedreht und die Lacher auf seiner Seite. Dies erfordert oft allerdings Schlagfertigkeit und ein wenig Mut, dafür entspannt sich die Situation aber schnell wieder.

4. An die Schrecken von früher erinnern

Nur ein Mädchen lacht und sagt den Spruch. Die andere ermahnt sie: „Es gab Zeiten, da war so etwas nicht lustig. Deshalb sollte man auch heute nicht darüber lachen.“ Die Lachende wird still. Die Betroffene hat mehr Unterstützung, dem Lehrer wird schnell klar, dass seine Äußerung unpassend war.

Fazit:

Die Diskriminierung hat einen historischen Hintergrund? Bringt man ihn dem Täter/der Täterin nahe, denkt er/sie vielleicht schon ganz anders darüber. In diesem Fall sollte man natürlich etwas über die entsprechenden historischen Hintergründe wissen. Dabei darf man nicht überheblich wirken und so tun, als wüsste man alles besser.

5. Grenzen setzen

Karima unterbricht den Lehrer und fragt ihn, ob er seine Aussage für angemessen hielt. Der Lehrer wird wütend. Er meint, sie könne auch bei einem anderen Lehrer Unterricht nehmen, wenn ihr seiner nicht gefallen würde. Karima verlässt die Klasse. Auch die anderen Schülerinnen machen dem Lehrer gegenüber ihre Meinung deutlich und gehen.

Fazit:

Oft will der Täter/die Täterin das eigene Unrecht nicht erkennen und einsehen. Dann sollte man das Gespräch beenden. Sinnvoll ist es auch, weitere Maßnahmen zu ergreifen. In diesem Beispiel wäre es angebracht, zur Schulleitung zu gehen und von dem Vorfall berichten.

Die Szenen wurden im September 2008 im Workshop „Diskriminierenden Sprüchen entgegenreten“ des Projekttags der „Schulen ohne Rassismus“ in Bremen ausgearbeitet. **SB**

Mir ging es damals nicht gut, Stress in der Schule, Stress zu Hause, wie eine Verdurstende habe ich mich nach Gemeinschaft gesucht.“ Leonie hat den Weg aus der Verwirrung in eine Gemeinschaft inzwischen gefunden. Die 19-Jährige ist den „Weg zu Gott“ gegangen, wie sie es in ihrem Profil preisgibt. Heute steht nicht mehr sie im Mittelpunkt ihres Lebens, sondern Jesus.

Angefangen hat alles auf einer Website. „Willst du ein neues Leben?“ ist da zu lesen. Wer jetzt den Okay-Button drückt, gerät in eine Kette verführerischer Fragen: „Wie sieht es aus tief in deinem Herzen? Bist du glücklich? Bist du wirklich mit deinem Leben zufrieden?“ Und weiter: „Spürst du die Sehnsucht, Gott zu kennen? Die Nähe Gottes wirklich zu fühlen? Mit Gott versöhnt, statt ihm fremd zu sein?“

Die Familienministerin unterstützte das Christival – und musste ein Seminar streichen

Leonie ist den Weg zu Gott gegangen. Wagt es jemand in ihrer Umgebung die Bibel anzuzweifeln, reagiert sie schnell allergisch. Deshalb verbringt sie auch den größten Teil ihrer Freizeit mit Leuten aus ihrer Gemeinde. Menschen mit ähnlichen Glaubensvorstellungen nennt man auch evangelikal. Es gibt rund 1,8 Millionen evangelikale Christen in Deutschland, weltweit sind es 500 Millionen, die Leonies Ansichten teilen. Sie sind überwiegend missionarisch eingestellt – und gegenüber Andersgläubigen durchaus intolerant.

In der Nähe der Bürgerweide in Bremen konnte man das hautnah erfahren. Anfang des Jahres fand dort das Christival statt, ein großes Festival für junge Christen aus Freikirchen wie auch aus Landeskirchen. Vier Tage lang machten fast 20.000 Jugendliche Bremen unsicher. Sie schliefen zum größten Teil in Schulen – ihre angemessene Unterbringung schien der Stadt wichtiger als der Unterricht.

Christliche Bands rockten bis spät in die Nacht. Tagsüber machten sich Gruppen auf den Weg, um an Haustüren zu klingeln und Gottes Wort zu verkünden. In Straßenbahnen wurde per Lautsprecher Mission betrieben. Auch an Prominenz mangelte es nicht. Als Schirmherrin fungierte Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU) – als Anerkennung der christlichen Kinder- und Jugendarbeit und zur Stärkung der jungen Menschen. Bischof Wolfgang Huber zelebrierte eine Messe, Bremens Exbürgermeister Hen-



Fröhliche Christen beim Christival in Bremen – dessen Bekehrungsseminare sogar Schirmherrin von der Leyen aufstießen FOTO: FRANK WIEDEMAYER

Die evangelikal Missionare

In Bremen fand ein Festival junger Christen statt. Unter die Feiernden mischten sich Leute, die Homosexualität heilen und Abtreibung verteideln

ning Scherf gab seinen Namen für den fröhlichen Teil begeisterter junger Christenmischen.

Allerdings hatte die Prominenz bei den hunderten Workshops des Christival 2008 zunächst nicht genau hingesehen. Unter anderem war dort auch geplant, Homosexuelle zu heilen. „Seminar Homosexualität verstehen – Chance zur Veränderung“ hieß die Veranstaltung. „Im Seminar geht es um Ursachen

und konstruktive Wege heraus aus den homosexuellen Empfindungen“, stand es in der Ankündigung. Nach Protesten setzten die Veranstalter den Kurs ab – angeblich aus eigenem Antrieb heraus, wie der Vorsitzende des Christival, Roland Werner, beteuerte. Tatsächlich hat Ursula von der Leyen, wie sie dem Bundestag erklären ließ, dafür gesorgt, dass das Homoseminar „aus dem Programm des Christivals 2008“ gestrichen“ wird.

Nicht viel besser lief es bei einem Seminar, das gegen Abtreibung Stimmung machte. Schon der Titel war Programm: „Sex ist Gottes Idee – Abtreibung auch?“ Das Seminar mit dem seltsamen Namen fand zwar trotz scharfer Proteste statt. Pro Familia äußerte sich missbilligend gegenüber den Veranstaltern, die radikalen Lebensschützer eines Vereins namens „Birke“: „Birke“ sei keine anerkannte Beratungsstelle.

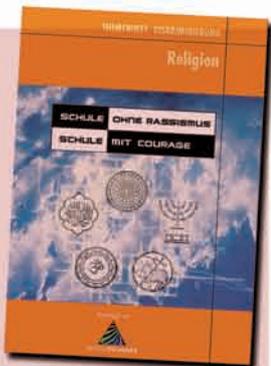
„Die Weltsicht dieser Menschen ist von vorgestern, sie vertreten Positionen, die meiner Meinung nach in unserer heutigen Gesellschaft schlicht nicht akzeptabel sind“, sagt Tobias. Er ist 23 Jahre alt und hat gegen das Christival protestiert. Er fand es erschreckend, wie respektlos einem die Christivaller, wie sie sich selbst bezeichnen, begegnen. „Es kann ja jeder glauben, was er will, das ist nicht mein Problem, aber dann sollen die doch einfach die, die nicht so denken, in Ruhe lassen.“ So sieht Tobias das und viele andere Menschen auch. Was er aber nicht versteht, ist, was eigentlich den Reiz dieses Glaubens ausmacht. „So wie ich das sehe, muss man doch erst sein Gehirn ausschalten, bevor man da mitmachen kann.“

Tobias verweist auf die USA, wo der Einfluss der Evangelikalen enorm ist.

Sie stellen 22 Prozent der Wählerschaft dar, und das Weiße Haus hat sie seit dem Amtsantritt von George W. Busch stark unterstützt.

In Deutschland hat ihr Einfluss zwar noch nicht solche Ausmaße, aber evangelikale Gemeinden erfreuen sich besonders unter Jugendlichen immer größerer Beliebtheit. Mitverantwortlich sind dafür sicherlich der große Stellenwert von Spaß, Musik und Gemeinschaftsgefühl bei Gottesdiensten und Aktivitäten. Die erzkonservativen, zum Teil verfassungsfeindlichen Ideologien werden da fast nebenbei vermittelt.

Der Mensch hat ein Bedürfnis nach einfachen Antworten. Die Religionen geben sie. Leonie findet, die Juden müssten als Erstes missioniert werden. Homosexualität hält sie für eine Krankheit, Abtreibung für ein Verbrechen. Leonie sagt, es geht ihr gut. **SL, HG**



Themenheft Religion

Wie kann eine friedliches Miteinander von Menschen verschiedener Religionen gestaltet werden?

1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org

umfrage

Brauchen wir „Schule ohne Rassismus“?

Über 500 Schulen tragen in Deutschland den Titel „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. An der Schulfassade hängt das entsprechende Schild. Wir wollten aber genauer wissen, wie das Projekt in den Schulen ankommt und befragten SchülerInnen und LehrerInnen von zwei Schulen. Die eine Schule befindet sich in Bremen und trägt den Titel seit einigen Jahren. Die andere Schule in Tausenstein in Hessen bemüht sich gerade, „Schule ohne Rassismus“ (SOR) zu werden.

SOR-Schule in Bremen:

Christiane, 18: „Ich finde das Projekt gut, denn es zeigt, dass auch Schulen gegen Rechtsextremismus aktiv sind.“

Mazkin, 19: „Das Projekt finde ich gut, weil ich denke, dass es an den Schulen Rassismus gibt. Und dieser kommt nicht nur von den deutschen, sondern auch von den ausländischen Schülern.“

Hamide, 20: „Für nötig halte ich das Projekt eher nicht, denn ich denke nicht, dass es Veränderungen mit sich bringt. Deshalb würde ich mich auch nicht dafür einsetzen.“

Herr Zachau (Lehrer): „Ich finde das Projekt gut, weil ich Rassismus generell blöd finde. Und hier in der Schule leben und lernen über 40 Na-

tionen. Eine solche Vielfalt ist viel besser als die deutsche Vielfalt. Ich halte das Projekt für dringend nötig. Man muss lernen, Menschen so zu akzeptieren und zu verstehen, wie sie sind. Na logisch, setze mich dafür ein und würde das auch jederzeit wieder tun.“

Noch-nicht-SOR-Schule in Tausenstein:

Tobias, 15: „Ich halte das Projekt für nötig wegen der vielen Schlägereien bei uns. Ich würde mich ein bisschen dafür einsetzen.“

Nadine, 15: „Ich kenne ‚Schule ohne Rassismus‘ und finde dieses Projekt gut. Es setzt sich aber sonst niemand dafür ein. Ich finde, das ist aber nötig, und ich würde mich dafür einsetzen, dass wir eine ‚Schule ohne Rassismus‘ werden.“

Iris, 16: „Dieses Projekt ist sehr gut. Ich würde mich dafür einsetzen, weil es auch an unserer Schule Rassismus gibt.“

Lehrer: „Ich halte dieses Projekt für notwendig, weil es hier viele Schüler gibt, die Hilfe brauchen. Das Projekt ist wichtig für das Schulklima.“

Lehrerin: „Ich kenne das Projekt ‚Schule ohne Rassismus‘. Ich finde es sehr nötig, weil Diskriminierung auch an unserer Schule ein echtes Problem ist.“ **SB, TH, LL, TS**

Nichts muss bleiben wie es ist

Heute sichern bereits mehr als 8.000 Menschen mit ihren Einlagen in die taz Genossenschaft die publizistische Unabhängigkeit der Tageszeitung.

Mit einer einmaligen Einlage ab 500 Euro* können auch Sie taz-Genossein werden.

Verhältnisse lassen sich ändern.

Mehr Informationen unter: www.taz.de/genossenschaft

* auch in 20 Raten zahlbar

Erwerben Sie jetzt Eigentum an der einzigen unabhängigen Tageszeitung im Besitz ihrer LeserInnen.

Senden Sie diesen Coupon an: Die Tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG, Postfach 610225, 10923 Berlin

Name und Nachname: _____
Straße und Hausnummer: _____
ALZ-Nr.: _____
Telefon: _____
E-Mail: _____

Telefon (0 30) 25 90 22 13 von 9 - 17 Uhr, Fax (0 30) 25 90 25 16, E-Mail: genoi@taz.de



Die TeilnehmerInnen des Treffens der „Schulen ohne Rassismus“ 2008 in Weimar FOTOS: METIN YILMAZ

der weimar rap – entstanden auf dem bundestreffen 2008

Was wir heut dir zeigen, wir wollen nicht übertreiben, aber das zeigt Mut, denn wir finden das gut. Wir setzen uns gegen Fremdenfeindlichkeit ein und machen daraus einen Reim.

Wir gingen raus, um uns zu inspirieren, Aktionen gegen rechts zu initiieren, um die Leute zu motivieren, mehr zu machen, zu lachen und diese Feindseligkeiten zu lassen.

Wir kommen alle aus vielen verschiedenen Städten und Ecken, und manche hatten hier echt 'ne weite Strecke. Hannover, Stuttgart, Bremen und Kiel – alle Städte hier haben dasselbe Ziel.

Das Ziel, die Leute zu erreichen, um unsere Meinung zu verbreiten. Alle sollen's hören: der Süden, Norden und der Osten und auch das letzte Kaff ganz im Westen.

Wir sollten alle gleich behandeln, den einen wie den anderen. Wir sind doch alle gleich und im Herzen auch ganz weich.

Ich erzähl euch von Hannover, hier habe ich einiges erlebt. Manches ist mir nicht ganz koscher, vieles, das die Stimmung hebt. Leute, die nur Dummes denken, Leute, die mich nicht verstehen, manche die ihr Glück verschenken, die mit Nazis chillen gehen.

Aber auch multikulturell hat Hannover was zu bieten, denn in Linden eventuell lernst du Multikulti lieben. Ein Stadtteil, der umstritten ist, die Leute sind die Besten, die NPD ist angepisst, doch ich sag denen: Geht!

Alle haben investiert, und es hat sich gelohnt, wir ernten die ersten Früchte unserer Arbeit schon. Auch wenn wir morgen abreisen, für das, was wir gemacht haben, können wir uns preisen. Peace out ...

Den kompletten „Weimar Rap“ könnt ihr auf www.schule-ohne-rassismus.org herunterladen. Das nächste bundesweite Treffen von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ findet vom 12. bis 14. Juni 2009 in Würzburg in der Jugendbildungsstätte Unterfranken statt.



wer wir sind – was wir tun

10 Fragen – 10 Antworten zum Projekt

1) Was ist „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“?

Wir sind ein Projekt von und für Schülerinnen. Es bietet Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, das Klima an ihrer Schule aktiv mitzugestalten, in dem sie sich bewusst gegen jede Form von Diskriminierung, Mobbing und Gewalt wenden. Wir sind das größte Schulnetzwerk in Deutschland. Ihm gehören über 500 Schulen an, die von rund 400.000 SchülerInnen besucht werden.

2) Wie wird man eine „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“?

Jede Schule kann den Titel erwerben, wenn sie folgende Voraussetzungen erfüllt: Mindestens 70 Prozent aller Menschen, die in einer Schule lernen und lehren (SchülerInnen, LehrerInnen und technisches Personal) verpflichten sich mit ihrer Unterschrift, sich künftig gegen jede Form von Diskriminierung an ihrer Schule aktiv einzusetzen, bei Konflikten einzugreifen und regelmäßig Projekttag zum Thema durchzuführen.

3) Zu was verpflichtet sich eine Schule?

Wer sich zu den Zielen einer „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ bekennt, unterschreibt folgende Selbstverpflichtung:

1. Ich werde mich dafür einsetzen, dass es zu einer zentralen Aufgabe meiner Schule wird, langfristige Projekte, Aktivitäten, Initiativen zu entwickeln, um Diskriminierungen, insbesondere Rassismus zu überwinden.

2. Wenn an meiner Schule Gewalt, diskriminierende Äußerungen oder Handlungen ausgeübt werden, werde ich mich dagegen und setze mich dafür ein, dass wir in einer offenen Auseinandersetzung mit diesem Problem gemeinsam Wege finden, uns zukünftig einander zu achten.

3. Ich setze mich dafür ein, dass an meiner Schule einmal pro Jahr ein Projekt zum Thema „Diskriminierungen durchgeführt wird, um langfristig gegen jegliche Form von Diskriminierung, insbesondere Rassismus vorzugehen.“

4) Was bedeutet der Titel genau?

Der Titel ist kein Preis und keine Auszeichnung für bereits geleistete Arbeit, sondern ist eine Selbstverpflichtung für die Gegenwart und die Zukunft. Eine Schule, die den Titel trägt, ist Teil eines Netzwerks, das sagt: Wir übernehmen Verantwortung für das Klima an unserer Schule und unser Umfeld.

5) Kümmert ihr euch nur um Rassismus?

Nein. Wir beschäftigen uns gleichermaßen mit Diskriminierung aufgrund der Religion, der sozialen Herkunft, des Geschlechts, körperlicher Merkmale, der politischen Weltanschauung und der sexuellen Orientierung. Darüberhinaus wenden wir uns gegen alle totalitären und demokratiegefährdenden Ideologien.

6) Beschäftigt ihr euch nur mit den bösen Deutschen?

Nein. Wir sind davon überzeugt, dass alle Menschen, egal woher sie kommen

und wie sie aussehen, in der Lage sind, zu diskriminieren. Deshalb nehmen wir zum Beispiel den Antisemitismus oder die Homophobie eines (alt)deutschen Jugendlichen genauso ernst wie den eines Jugendlichen mit türkischen oder arabischen Wurzeln.

7) Wo steht ihr politisch?

Wir stehen weder rechts noch links noch in der Mitte. Das Anliegen von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ sollte Aufgabe aller Demokraten sein. Vertreter aller im Bundestag vertretenen Parteien unterstützen unser Anliegen, ebenso Vertreter von Gewerkschaften und Glaubensgemeinschaften.

8) Ist das Projekt eher etwas für Gymnasien?

Keineswegs. An unserem Netzwerk nehmen alle Schulen teil.

9) Wo seid ihr am stärksten vertreten? Im Osten oder im Westen?

18 Jahre nach der deutschen Einheit gibt es da keinen Unterschied mehr. Wir sind ein gesamtdeutsches Projekt, und uns gibt es in allen Bundesländern.

10) Wo bekomme ich mehr Informationen über das Projekt?

Auf unserer Homepage (www.schule-ohne-rassismus.org) findet ihr eine Fülle von Informationen zu unserer Arbeit und den Aktivitäten der Schulen. Für eure Fragen stehen euch die MitarbeiterInnen der Bundeskoordination zur Verfügung. Oder die LandeskoordinationsInnen in eurer Nähe.

Landeskoordinationen SOR-SMC

Bayern-Nord
Stefan Lutz-Simon
Jugendbildungsstätte Unterfranken
Berner Straße 14
97084 Würzburg
Tel.: 09 31 - 60 06 04 - 10
Fax: 09 31 - 60 06 04 - 01
stefan.lutz-simon@jubi-unterfranken.de
www.jubi-unterfranken.de

Bayern-Süd
Chong-Sook Kang
Pädagogisches Institut
Politische Bildung
Herrnstraße 19
80331 München
Tel.: 0 89 - 23 32 - 65 47
Fax: 0 89 - 23 32 - 87 49
chong-sook.kang@muenchen.de
www.pifwue.muc.kobis.de

Berlin
Sanem Kleff, Ingo Grastorf
SOR - SMC
Landeskoordination
Ahornstraße 5
10787 Berlin
Tel.: 0 30 - 21 45 86 - 15
Fax: 0 30 - 21 45 86 - 20
schule@aktioncourage.org
www.schule-ohne-rassismus.org

Brandenburg
Birgit Funke
RAA Brandenburg e.V.
Benzstraße 11/12
14482 Potsdam
Tel.: 03 31 - 7 47 80 - 0
Fax: 03 31 - 7 47 80 - 20
b.funke@raa-brandenburg.de
www.raa-brandenburg.de

Bremen
Franca Hinrichsen
Landeszentrale
für politische Bildung Bremen
Osterdeich 6
28203 Bremen
Tel.: 04 21 - 3 61 - 29 22
Fax: 04 21 - 3 61 - 44 53
franca.hinrichsen@lzp.bremen.de
www.lzpb-bremen.de

Mecklenburg-Vorpommern
Olivia Hahn
RAA Mecklenburg-Vorpommern e. V.
Regionalzentrum für demokratische Kultur
Westmecklenburg
Alexandrinplatz 7
19288 Ludwigslust
Tel.: 0 38 74 - 5 70 22 14
Fax: 03 874 - 570 22 13
olivia.hahn@raa-mv.de
www.raa-mv.de

Niedersachsen
Knuth Erbe
Niedersächsisches Kultusministerium
Koordinator für Jugend und politische Bildung
Schiffgraben 12
30159 Hannover
Tel.: 05 11 - 1 20 - 71 57
Fax: 05 11 - 1 20 - 74 50
knuth.erbe@mk.niedersachsen.de
www.mk.niedersachsen.de

Nordrhein-Westfalen
Renate Bonow
Hauptstelle RAA - NRW
Tiegelstraße 27
45141 Essen
Tel.: 02 01 - 83 28 - 3 07
Fax: 02 01 - 83 28 - 3 33
renate.bonow@hauptstelle-raa.de
www.raa.de

Rheinland-Pfalz
Una Patzke
Landeszentrale für politische Bildung
Am Kronberger Hof 6
55116 Mainz
Tel.: 0 61 31 - 16 29 81
Fax: 0 61 31 - 16 29 80
Una.Patzke@politische-bildung-rlp.de
www.politische-bildung-rlp.deSaarland

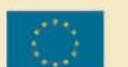
Saarland
Burkhard Jellonnek
Landeszentrale für politische Bildung
Beethovenstraße 26
66125 Saarbrücken-Dudweiler
Tel.: 0 68 97 - 79 08 - 1 76
Fax: 0 68 97 - 79 08 - 1 77
bjellonnek@lpm.uni-sb.de
www.lpm.uni-sb.de/lpb

Sachsen
Grit Kluge
Courage Chemnitz
Jägerstraße 5-7
09111 Chemnitz
Tel.: 03 71 - 6 66 09 08
Fax: 03 71 - 6 66 19 41
chemnitz@netzwerk-courage.de
www.netzwerk-courage.de

Sachsen-Anhalt
Cornelia Habisch
Landeszentrale für politische Bildung
Ref. III
Schleierufer 12
39104 Magdeburg
Tel.: 03 91 - 5 67 64 59
Fax: 03 91 - 5 67 64 64
cornelia.habisch@lpm.stk.sachsen-anhalt.de
www.lpb.sachsen-anhalt.de

Schleswig-Holstein
Medi Kuhlemann
Aktion Kinder- und Jugendschutz
Schauburger Straße 36
24105 Kiel
Tel.: 04 31 - 2 60 68 78
Fax: 04 31 - 2 60 68 76
kuhlemann@akj-sh.de
www.schleswig-holstein.jugendschutz.de

Thüringen
Petra Pawelskus
MOBIT
Pfeiffersgasse 15
99084 Erfurt
Tel.: 0361 - 219 26 94
Fax: 0361 - 219 27 34
petrapawelskus@mobit.org
www.mobit.org



EUROPÄISCHE UNION
Europäischer Sozialfonds



Bundesministerium
für Arbeit und Soziales



Bundeszentrale für
politische Bildung



Presse- und Informationsamt
der Bundesregierung



Druckerei
Schenkelberg
DRUCK- UND MEDIENHAUS
Am Hambuch 17
53340 Meckenheim

Impressum

Herausgeberin:
Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage
Postanschrift: Ahornstr. 5, 10787 Berlin
Telefon: 030/ 21 45 86 0
Telefax: 030/ 21 45 86 20
schule@aktioncourage.org

Internet:
www.schule-ohne-rassismus.org
Koordination der Produktion
Eberhard Seidel
Verantwortlich i. S. des Pressegesetzes:
Sanem Kleff

Redaktion der Jugendlichen:
Schoami Bieser (SB), Chris Fahsing (CF),
Hannes Grosch (HG), Steven Groß (SG),
Constanze Heinrich (CH), Tanja Hölper (TH),
Samuel Lennartz (SL), Lena Lietz (LL), Janne
Kandzia (JK), Robert Klemm (RK), Fritz Marquardt
(FM), Philipp Meyhöfer (PM), Lucie Martha Erika
Naundorf (LN), Daniel Olivares-Gomez (DOG),
Svenja Reil (SR), Vera Rotau (VR), Lutz Schülein
(LS), Theresa Schuhmacher (TS),
Anette Spille (AS), Martin Weinrich (MW)

Mentorenteam:
Redaktionell: Herrmann-Josef Fohsel, Christian
Füller, Anna Lehmann, Eberhard Seidel
Layout: Jörg Kohn

Fotoredaktion: Metin Yilmaz
Bildbearbeitung: Claudia Benders
Korrektur: Franziska Ozer
Titelillustration: Peter O. Zierlein
Erscheinungstag:
28. November 2008
Auflage: 1.000.000

